L. gen.
69
r.

L. gen. 69 x

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

in der Natur

[illegible]

im Menschen.

[illegible]

von

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Das Verhältniß
zwischen
Form und Bedeutung
in der Sprache.

Die Ausbildung des Sinnes
im Menschen.

Zwei Abhandlungen

von

Caspar Poggel,

Lehrer am Gymnasium zu Recklinghausen.

Münster,

in der Theissingschen Buchhandlung.

1833.

221. D.

BSaw
29

Dem

Herrn Director des Gymnasiums

zu Düsseldorf

Dr. Wüllner

zum Zeichen

der innigsten Hochachtung und Liebe

gewidmet

von

dem Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Ein Hauptzweck der folgenden Blätter ist, Herders Ansicht über den Ursprung der Sprachen tiefer zu begründen. Herder hat die Möglichkeit einer natürlichen Sprachbildung historisch und philosophisch nachgewiesen, ohne sie jedoch aus dem Wesen der menschlichen Sinne abzuleiten. Letzteres war aber nothwendig, um eine klare Einsicht in das ursprüngliche Bildungsgeschäft des sprachschaffenden Menschengeistes zu gewinnen. Es mußte die Frage beantwortet werden, was den Sinn des Menschen geleitet, daß er zu einer bestimmten Vorstellung einen bestimmten Wortlaut geschaffen. Herder gab die Quelle des leitenden Princip's an, nämlich das Gefühl; nicht aber die Art und Weise, wie das Gefühl leite. Wiewohl ich nun letzteres zu entwickeln gesucht habe, so fühle ich recht deutlich, wie wenig diese Zeilen das ganze Räthsel lösen. Es scheint, daß die Natur uns ihre Wunder um so tiefer verhülle,

je herrlicher sie sind. Die feinsten Kenntnisse der Physiologie und Psychologie, und die ausgebreiteste Sprachkunde würde dazu gehören, wenn jemand diese Forschung in einer, für den Standpunkt unsers heutigen Wissens, genügenden Weise verfolgen wollte. Wohl aber möchte es der Mühe lohnen! Denn, wofern ich nicht irre, leuchten schöne Goldadern aus dieser, noch zu wenig betretenen Tiefe.

Man fühlt in unserer Zeit das lebhafte Bedürfniß, überall auf den Grund zu dringen. Während eine große Menge thätiger Männer die Erfahrungen erweitern, fehlt es nicht an solchen, die das alles zu benutzen suchen für Idee und tiefstes Wissen. Die äußersten Enden der Dinge werden verknüpft; nichts ist so verschieden, was nicht im Gedanken seine Einheit fände; die starreste Erfahrung wird vom Geiste unserer Zeit befruchtet, und gebiert die herrlichsten Gedanken. Auch in der Sprachforschung regt sich dieser mächtige Trieb. Möchte sie nur die wahre Richtung nehmen, und in ruhiger Entwicklung fortwachsen! Soll ich es aber wagen vor einer Gefahr zu warnen, worein sich ihr schneller Lauf verirren könnte? Unsere Zeit ist von Naturwissenschaft durchdrungen; und da man in ihrer Forschung der Analogie mit deren Schlüssen und Annah-

men bedarf, so läuft Alles, was unter naturwissenschaftlichem Einflusse steht, Gefahr, den Weg der Analogie zu gehen. Dieser Weg aber bringt nur weiter, gleich der Eilpost, ohne uns eigentlich zu unterrichten von den Dingen, zwischen denen wir durchlaufen. Die Analogie kann nur dann belehren, wenn wir erst alle Erscheinungen der Dinge kennen; so wie eine Reise im Eilwagen nur dann belehrt, wenn man bekannte Gegenden durchzieht, und die Welt in großen Massen anschaut. Sind uns die Dinge nach dem ganzen Inbegriffe ihrer Erscheinungen aber bekannt, so gilt das Gesetz: was völlig gleich scheint, muß für gleich gehalten werden, und was ähnlich scheint, ist in dem Maße für gleich anzusprechen, als sich die Aehnlichkeit der Gleichheit nähert; dann können wir Dinge in Masse betrachten, und, wenn wir nur eins dem Wesen nach erkennen, alle erkennen. Möchten wir bis dahin die Analogie nur sparsam gebrauchen, und nicht wähnen, die Dinge zu erforschen, wenn wir sie vergleichen. Was diese Bemerkung soll? — Man hat die Sprache einen Organismus genannt, und sich Mühe gegeben, recht viele Aehnlichkeiten mit einem Organismus an ihr zu finden. Ich glaube, das dieses Streben noch eitel ist, eben weil wir die Sprache noch

nicht kennen nach allen ihren Erscheinungsweisen. Zunächst ist noch bei weitem nicht genug unterschieden, was in ihnen Erzeugniß der Sinnlichkeit, und somit naturnothwendig, und was Erzeugniß verständiger Willensthätigkeit, und somit frei ist. Der naturnothwendige Theil der Sprache muß organischen Gesetzen gehorchen, also dem Begriffe von Organismus unterworfen werden können; der freie Theil aber nimmer. Damit aber jene Gesetze nachweisbar seien, und jener Begriff gerechtfertigt werde, muß daß Verhältniß, worin die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Sprachen, zu der geistigen und leiblichen Natur der jedesmaligen Völker stehen, beobachtet und nachgewiesen werden. Man muß die Sinnlichkeit des Menschen selbst, in ihrer Wechselwirkung mit der Sprache erforschen; und erst dann, wenn man so den organischen Boden der Sprachen kennt, ist an eine physiologische Behandlungsweise derselben zu denken.

In den folgenden Blättern habe ich es versucht, den organischen Zusammenhang der Sinnlichkeit mit den Wortlauten nachzuweisen, und auf das Band, zwischen dem, was sonst zur Form gerechnet wird, und dem, was als Bedeutung gelten muß, hinzudeuten. Es ist ein schwacher Versuch; mehr nach der Idee

angedeutet, als in der Wirklichkeit ausgeführt: denn zu letzterem fehlten mir die Mittel. Wiewohl sich derselbe nun aber an Herder's Preisschrift, über den Ursprung der Sprachen, dem Inhalte nach anschließt, so ist er doch nicht durch die Herder'sche Schrift veranlaßt. Ehe ich jene Schrift gelesen, waren die Hauptgedanken schon entworfen. Ich fühlte von jeher eine deutliche Aehnlichkeit zwischen manchen Wortlauten und den Eindrücken ihrer Gegenstände. Den Grund dieser Aehnlichkeit aufzufinden, war oft meine lebhafteste Beschäftigung.

Ich will die Versuche nicht anführen, welche ich deshalb machte. Nachdem ich manchen als ungenügend abgewiesen, fiel ich auf die Bewegung, unter deren Form jede Lebens-Affection steht. In ihr glaubte ich das Tertium comparationis zwischen Bedeutung und Wortlaut zu finden, oder nirgends. Es wurde mir sofort klar, wie hierin alle Sprach-Genesis ihren Grund habe; und als ich später Herder'n las, erhielt ich nur neue Bestätigungen jener Grundansicht.

Sollten nun diese Gedanken auch zu nichts helfen, als daß man sich erinnere, wie wenig die Beziehung zwischen Sprache und Sinnlichkeit aufgehellt sei; wie vieles noch zu ermitteln vorliege, bis die Anwendung des Begriffs

Organismus zulässig und fruchtbar werde: so wäre schon ihre bescheidene Erwartung mehr als erfüllt.

Die Paragraphen über Ausbildung des inneren und äußeren Sinnes, wolle man nicht gar zu ungleichartig finden mit dem Vorhergehenden. Gewiß hangen sie in soweit damit zusammen, daß jeder, der sich für's eine interessirt, sich auch für's andere interessiren muß. Zwar glaube ich nicht, daß wirklich neue Gedanken darin liegen für das Fach der Erziehung: wer dürfte sich das einbilden? Aber weil eben schon alles Mögliche darüber gedacht und gesagt ist, kann das wirklich Wahre nicht zu oft vorgeführt werden, um es aus der Fluth der Meinungen für die Ausübung zu retten. Denn gerade dann ist am meisten Gefahr, daß das Handeln seine Richtschnur verliere, wenn die bezüglichen Meinungen sich überbieten.

Das Grundwahre im Wissen und Leben ist einfach, gleich den Gesetzen der Natur. Möchte sich auch im Erziehungswesen Ausübung und Ansicht immer mehr vereinfachen!

Recklinghausen, den 10. Januar 1833.

Der Verfasser.

Über das

Verhältniß zwischen Form und Bedeutung in der Sprache.

§. 1.

Seitdem uns Herder belehrt hat, leitet man die Wörter von ursprünglichen Naturlauten her. Die ersten Wörter, heißt es, waren entweder natürliche Ausbrüche des Gefühls, ähnlich denen, welche auch das Thier hervorbringt, oder Nachahmungen des Tones hörbarer Gegenstände, oder bei nicht-hörbaren Dingen Ausdruck des Gefühls, womit sie wahrgenommen wurden, oder Übertragung nicht-sinnlicher Vorstellungen auf sinnliche. Nachahmung und Gefühl lieferten demnach den Sprachstoff. Der Sprachstoff wurde mit der Vermehrung der Vorstellungen und Begriffe theils in ursprünglicher Weise bereichert, theils durch Willkühr verändert und zu neuen Bezeichnungen umgestempelt.

Diese Einsicht ist für gründliches Sprachstudium von unendlicher Bedeutung. Sie liefert zuerst den festen Punkt, von wo aus gründliche Forschung möglich wird. Die weitere Forschung geht in zweifacher Richtung. Die eine Richtung ist: durch vergleichendes Sprachstudium die ursprünglichen Naturlaute, so viel als möglich, aufzusuchen und dem-

nächst nachzuweisen, wie sich dieselben zur Bildung der verschiedenen Sprachen allmählig zerästelten, umwandelten und verwebten, durch welche Stufen und Formen also die Genesis der Sprachen vom ersten Anfange bis auf uns fortgeschritten ist. Diese Forschung hat die größte Ähnlichkeit mit der der Botaniker, seit ihnen das Geheimniß der Metamorphose klar geworden. Auch sie müssen durch die Betrachtung ausgewachsener und wachsender Pflanzen auf die Urformen alles Wachsthums schließen und demnächst ausmitteln, wie sich Kraut und Baum mit Blumen und Früchten aus dem Samen, von Form zu Form heraufsteigend, allmählig erzeugt. Die andere Richtung ist: im Geiste und Körper den Grund zu suchen, warum das Gefühl, als die eine und hauptsächliche Quelle der Naturlaute, bestimmte Laute zu bestimmten Vorstellungen und Begriffen giebt, warum wir z. B. zum Ausdrucke der Freude ein volles O!, zum Ausdrucke des Schmerzes aber ein gepreßtes O! hören lassen u. dgl.

§. 2.

Nach Herder und Anderen hat auch der Verfasser des Werkes »über den Ursprung der sprachlichen Formen« beide Richtungen klar genug angedeutet. Die erste hat derselbe mit großer Ausbeute verfolgt, die zweite überträgt er einem Physiologen, weil der berührte Grund zwischen »Seelenwort und Lautwort« wohl im Körper liegen möge. Wiewohl nun dem sicher so ist, so glaube ich doch nicht, daß eine besondere physiologische Untersuchung nöthig ist, um einsweilen der Sache näher auf die Spur zu kommen. Auf jeden Fall muß es die Aufklärung des

Gegenstandes fördern, wenn man die ähnlichen Erscheinungen in der Thierwelt heranbringt und sie vergleichend betrachtet. Denn mögen Thiere und Menschen auch noch so weit auseinander stehen, so haben sie in ihren ursprünglichen Lebensformen doch so viel Übereinstimmendes, daß es sehr nahe liegt, sie zu vergleichen.

§. 3.

Zwar hat auch Herder in seiner berühmten Preisschrift, »über den Ursprung der Sprache,« die Sprache der Thiere mit der des Menschen zusammengehalten. Er hat nachgewiesen, daß gewisse Laute, z. B. Interjectionen, welche als Bestandtheile in die Sprache übergegangen sind, von dem Menschen ursprünglich in gleicher Weise mechanisch ausgingen, als die thierischen Lautäußerungen vom Thiere; er hat gezeigt, daß die sprachbildende Kraft selbst, nur dem Menschen zukomme und von der Vernunft, als Gabe der Besonnenheit, unzertrennlich sei: aber er hat weder klar gemacht, wie denn aus einem Gefühle, aus einem instiktartigen Drange sich Laute erzeugen, noch auch, wie diese Laute eine Mittheilung von Zuständen bewirken, dergleichen wir bei Thieren wahrnehmen. Denn was ist doch seine Erklärung: »Thiersprache ist nichts, als ein dunkles »Einverständniß einer Thiergattung unter einander »über ihre Bestimmung im Kreise ihrer Wirkung,« anders, als bloße Angabe der Thatsache?

Herder läßt sich bei dieser Gelegenheit auch auf das Wesen der thierischen Triebe und Kunstäußerungen überhaupt ein, weil die sogenannte Thiersprache ein Theil derselben ist. Dieser Gegenstand

ist reizend für den Forscher, weil er so äußerst wunderbar ist. Das Thier ist von der Natur in aller Rücksicht weit unter den Menschen hinabgestellt, und nach dieser Beziehung scheint es sich auf einmal in den Kreis menschlicher Fähigkeiten heraufzudrängen. Mit thierischen Werkzeugen und Sinnen schafft es überthierische, fast übermenschliche Bildungen. Nun muß man aber gestehen, daß wir eben so wenig nach Herder als vor ihm über das Wesen dieser Erscheinungen aufgeklärt sind. Gewiß ist es, daß Herders Idee, gemäß welcher gewisse Thiere durch die Beschränktheit ihres Wirkungskreises, so viel an Intensität der Sinnen= und Vorstellungskräfte gewinnen sollen, daß sie eben dadurch zur Hervorbringung einzelner Kunstfertigkeiten geeignet werden, unhaltbar ist. Wie viel ist denn auch der Wirkungskreis der Biene, wenn man sich treulich befragt, enger als der einer Fliege, oder überhaupt eines andern Thieres aus andern Klassen? Wie viel ist wohl der Wirkungskreis der Spinne enger als der eines Scorpionen, eines Tausendfußes rc.? Und nun was hälfe es auch, wenn der Wirkungskreis bei diesen Kunstthieren enger wäre, als bei andern? — Herder sagt: »je schärfer die Sinne der Thiere, »und je wunderbarer ihre Kunstwerke sind, desto »kleiner ist ihr Kreis, desto einartiger ist ihr Kunst»werk; überall ist umgekehrte Proportion zwischen »der minderen Extension ihrer Bewegungen, Nah»rung, Erhaltung, Paarung, Erziehung, Gesellschaft, »und ihren Trieben und Künsten. Nach aller Wahr»scheinlichkeit und Analogie lassen sich daher alle »Kunsttriebe und Fertigkeiten aus den Vorstellungs»kräften der Thiere erklären.« Ich behaupte: mö=

gen sie sich auch daraus erklären lassen, so kann es doch in sofern nicht geschehen, daß man versichert, die kunstlosen Thiere, seien bloß darum kunstlos, weil ihre Aufmerksamkeit durch eine zu große Wirkungssphäre zerstreuet werde, die Kunstthiere seien es aber darum, weil ihre Aufmerksamkeit in einem engen Kreise zusammen gehalten werde. Zu dieser Behauptung fehlt alle Analogie. Denn woher sollen wir die Analogie nehmen als aus dem Menschenleben? — Nun haben wir aber gar keinen Begriff davon, wie bloße einzelne Vorstellungskräfte, als welche wir dem Thiere zuschreiben, wenn sie auch noch so sehr auf einen Punkt des Wirkens gesammelt sind, Bildungen erzeugen können, an welchen wir eine so große Regelmäßigkeit wahrnehmen. Nur drei Bedingungen giebt es, unter welchen wir Menschen die Hervorbringung regelmäßiger Formen begreifen: entweder muß das hervorbringende Wesen nach Begriffen und Zwecken handeln, oder ein Inbegriff rein mechanischer und blind wirkender Kräfte sein, die einer eigenen in sie hereingesetzten Regel blindlings und nothwendig folgen, oder das Wesen muß in seiner Thätigkeit einer aus seiner Natur entquellenden allseitig bestimmten Vorstellung gemäß zu handeln, von gewissen Trieben gezwungen werden. Wie aber einzelne Sinnenvorstellungen entweder ohne begrifflichen Zwang, oder ohne mechanischen Zwang zusammentreten können, um regelmäßige Formenbildung zu bewirken, davon begreift ein Mensch nichts.

Wenn ich nun aber unter den drei möglichen Bedingungen wählen soll, um das Wesen der Kunsttriebe begrifflich fassen zu können: so nehme ich die

zwei letzten. Denn die erste, welche bei dem Menschen eintritt, kann darum nicht angenommen werden, weil es bei ihrer Annahme unbegreiflich ist, warum sich Thiere nicht vervollkommnen. Unter den zwei letzten Bedingungen nun lassen sich die meisten Kunstfertigkeiten wohl erklären, nur verschiedene Erscheinungen bei höheren Thieren, z. B. dem Hunde, Elephanten ꝛc. weiß ich noch nicht daraus herzuleiten. Es ist nämlich wohl begreiflich, wie die Glieder eines Thieres, z. B. eines Polypen, welcher sich Corallformen aufbauet, durch einen Inbegriff von Kräften, die rein aus dem organischen Lebensprozesse entspringen, zu einer bestimmten kunstbildenden Bewegung gereizt werden können. Die nach außen gerichteten Kräfte dieser unvollkommnen Thiere, sind dabei in demselben Falle, worin die nach innen gerichteten Kräfte vollkommner Thiere sind, indem sie auf gleiche Weise äußerliche Formen schaffen, wie diese fortwährend die inneren Organe, Gefäße, Knochen, Zellgewebe ꝛc. bilden. Geschieht dies ja doch auch ohne Wissen und Wollen des Thieres selbst. Eben so ist es denkbar, daß bei anderen Thieren, z. B. bei Bienen und Spinnen, sich aus dem Spiele ihrer Lebenskräfte eine, also nicht von außen kommende, sondern von innen sich hervorbildende Vorstellung oder Anschauung von einer Kunstthätigkeit erzeuge, welchen gemäß zu arbeiten das Thier sich unbewußt genöthigt fühlt. Es ist dieses um so wahrscheinlicher, da der Kunsttrieb bei den meisten solcher Thiere am auffallendsten bei den Vögeln zum Nestbau und Gesange, dann gerade erwachet, wenn die Lebenskräfte durch das Eintreten der Geschlechtsthätigkeit ein anderes

Verhältniß gewinnen, und wieder aufhört, wenn dieses Verhältniß sich verliert. Auch wir Menschen müssen ja bekennen, daß bei bestimmten Verhältnissen unserer organischen Lebenskräfte z. B. in der Zeit unserer Liebe, sich bestimmte Vorstellungen, z. B. von einem vollkommnen Kunstwerke, sei es in Ton oder in Form, auf eine fast unwillkührliche Weise von innen heraus leichter erzeuge, als zu anderen Zeiten. Und ist nicht jede höchste Kunstthätigkeit ausgezeichneter Talente fast immer das Ergebniß ihrer blind aber glücklich wirkenden Natur? Diese Idee gewinnt erst ihre rechte Wahrscheinlichkeit, wenn man das Thierreich nach naturphilosophischen Ansichten auffaßt und es als einen einzigen Organismus betrachtet, zu dem die einzelnen Thiergeschlechter als Organe und Glieder gehören. Es lassen sich dann bestimmte Verhältnisse der Lebenskräfte nachweisen, welche die Kunstthätigkeit bedingen, und sichere Gründe angeben, warum bei dem einen Thiere Kunsttrieb ist, bei dem anderen aber nicht. Doch dieses gehört nicht hierher. Auch weiß ich nicht, ob diese Idee nicht schon wohl irgend wo ausgesprochen und durchgeführt ist. Schöne Wahrheiten müßten sich daraus entwickeln lassen! —

§. 4.

Im Betreff der Sprache der Thiere ist demnach zu sagen, daß auch sie aus ursprünglichen Naturlauten bestehen, mittels deren sich die Thiere ihrer Gefühle entäußern und sich zu gleichen Zuständen oder Handlungen veranlassen. Will eine Henne ihre Jungen zum Futter locken, so hat sie bestimmte Töne, auf welche die Küchlein sogleich wissen, was

zu thuen ist; andere Töne läßt sie hören, wenn ein Habicht droht, und auch diese werden verstanden. Sind die Töne absichtliche Äußerung innerer Zustände, wie der Gesang der Vögel, so nehme ich an, daß eine, durch das Spiel der Lebenskräfte im Thiere erzeugte Vorstellung von dieser Thätigkeit, dasselbe dazu nöthige, daß z. B. in der Nachtigall eine Vorstellung erwache, nach welcher sie ihre Lautorgane zu bewegen genöthigt wird, um ihren Gesang hervorzubringen. In Absicht auf die Töne, wodurch Zustände und Handlungen mitgetheilt werden, fragt es sich nun: wie kommen die Thiere zu gegenseitiger Verständigung mittels jener Töne, wenn die Töne selbst auch von der Natur gegeben, oder durch Organisation bedingt sind?

Es sind drei Fälle denkbar:

entweder müssen sich die Thiere durch Erfahrung belehren, daß ein bestimmter Ton Folge eines bestimmten Zustandes ist, und jener daher das Zeichen von diesem;

oder, willkührlich übereinkommen, daß gewisse Naturlaute gewisse Zustände bedeuten sollen;

oder es muß, drittens, die Mittheilung eine unmittelbare und unbewußte Fortpflanzung der Zustände durch ein natürliches Mittel sein.

Prüfen wir diese drei Fälle!

Erstens: können sich Thiere über die Ursache und Bedeutung gewisser Töne durch Erfahrung belehren? Dieses wäre an und für sich, und in gewissem Sinne wohl möglich. Ähnliche Empfindungen wecken sich auch beim Thiere einander In bestimmten Zuständen geben dieselben durch ihre Natur getrieben einen bestimmten Ton von sich. Wenn

sie nun diesen Ton von anderen ihres Gleichen wiederum vernähmen, so wäre es möglich, daß sich dasjenige Gefühl in ihnen regte, was früher auch in ihnen vorhanden war, als sie selbst diesen Ton hören ließen. Allein eins will sich hiernach nicht fügen. Offenbar könnte ein Thier gemäß dieser Ansicht, die Bedeutung eines Tones nicht wissen, wenn er die Folge eines Zustandes wäre, den es selbst noch nicht gehabt. Und doch finden sich Fälle, wo dieses angenommen werden muß. Man denke nur an die Töne, mit welchen eine thierische Mutter ihre Jungen anlockt u. s. w. Können die Jungen, welche so eben zur Welt kommen, wohl diejenigen Zustände gehabt haben, in welchen sich die Mutter befindet, wenn sie dergleichen Töne von sich giebt? Das ist unmöglich.

Die Annahme des zweiten Falles stützt sich auf eine unmögliche Voraussetzung. Denn das Vermögen, die Bedeutung gegebener Naturlaute festzusetzen und zu bestimmen, setzt Willkühr voraus, welche dem Thiere schon allein wegen seines Mangels an Vervollkommnungsfähigkeit nicht zugestanden werden kann.

Also bleibt nur der dritte Fall mehr übrig, um sich die Möglichkeit wechselseitiger Verständigung zu denken. Es wird darin eine unmittelbare und unbewußte Fortpflanzung der Zustände von einem Thiere zum andern angenommen. Wie haben wir uns dieses zu denken?

§. 5.

Ich glaube etwa so: Durch jedes Gefühl im thierischen Körper, sei es Schmerz oder Wohllust,

empfangen nach den Lehren der Physiologie die Nerven seiner Sinne eine Erschütterung, oder allgemeiner, eine Veränderung. Diese Veränderung theilt sich vom Mittelpunkte des Empfindens dem Nervengewebe des übrigen Leibes mit. Auch die Nerven des Stimmorgans empfangen diese Erschütterung und üben dadurch eine entsprechende Wirkung auf die Muskeln dieses Organs aus. Die Erschütterung der Stimmmuskeln bringt einen Ton hervor, welcher nichts als diejenige Bewegung der Luft ist, welche ihr jene Muskeln mittheilen. Im Tone ist also der Luft dieselbe oder doch eine ähnliche Bewegung mitgetheilt, als welche ursprünglich die Nerven des empfindenden Sinnes hatten. So müssen wir uns offenbar die Entstehung jedes ersten Lautes, welchen ein Thier von sich giebt, denken. Er ist das vollkommen unwillkührliche Ergebniß innerer Organbewegung. Der Gesang der Vögel macht hiervon nur in so fern eine Ausnahme, daß nicht mittelbar durch ein Gefühl sondern unmittelbar durch eine Vorstellung die Bewegung der Lautwerkzeuge entsteht. Man wird zu dieser Annahme genöthigt durch die Erfahrung, daß sich Vögel im Gesange nachahmen. Nachahmung aber ist nur mittels Vorstellung möglich. Es muß also die Vorstellung von einer bestimmten Form tönender Äußerung bei ihnen im Stande sein, eben die dazu nöthigen Bewegungen der Stimmwerkzeuge zu treffen. Wie nun aber das vorstellende Thier, jene der Vorstellung entsprechende Bewegung der Organe sogleich treffe, oder überhaupt treffe, wage ich nicht weiter zu ergründen. Vielleicht ist aber auch die Wechselwirkung zwischen Vorstellung und Bewegung uner-

gründlich, wenn man nicht annehmen will, daß sie in gewissem Sinne identisch sein mögen.

§. 6.

Nach dieser Vorstellungsweise nun liegt das Vermittelnde, die unbewußte Fortpflanzung des Gefühls Bedingende, oder dasjenige, wodurch Mittheilung möglich wird, in der Bewegung, welche aus dem einen Thiere in das andere übergeht. Denn diese, dem Tone zugetheilte Bewegung des Sinnes in demjenigen Thiere, welches eine Empfindung leidet, wird mittels der Gehörnerven vom andern Thiere wieder empfangen, so daß also in dem Sinne des hörenden Thieres dieselbe oder doch ähnliche Nervenbewegung entstehen muß, als welche im Sinne des sprechenden Thieres war. Diese mitgetheilte Bewegung aber nun, ist dem hörenden Thiere entweder entsprechend, oder widerstrebend, je nachdem das sprechende Thier ganz verschiedenartig von dem hörenden ist, oder sie sich selbst oder ihre Stimmungen gleichen. Gleichartige Thiere sind gleichartiger Stimmungen fähig; ungleichartige Thiere werden durch Wechselstimmung in ihrem Lebensgefühle gehemmt, fürchten sich, oder ergrimmen, zittern, fliehen, oder stellen sich wider die feindliche Begegnung zur Wehr. Denn die Nervenbewegung des Sensoriums bedingt ein entsprechendes Gefühl. Ist die Bewegung zustimmig, so entsteht ein Gefühl, wenn auch geschwächt, in dem hörenden Thiere, was demjenigen ähnlich oder gleich ist, welches das sprechende Thier empfindet. Ist die Bewegung gegenstimmig, so entsteht ein Gefühl, wenn auch ge-

schwächt, im hörenden Thiere, was dem entgegen ist, welches das sprechende Thier hat.

Was einerseits die Mittheilung gleichartiger Stimmungen betrifft, so ist diese sehr deutlich bei einer Henne mit ihren Jungen bemerkbar. In dem Augenblicke, wo dieselbe bei Erblickung eines Raubvogels ihren ängstlichen Ruf hören läßt, fahren die Küchlein sichtlich zusammen. Dieselbe Angst, welche den Körper des rufenden Thieres durchfährt, trifft auch den Körper der Jungen, wie ein elektrischer Schlag. Auf dieselbe Weise vermögen die Thiere auch jedes andere Gefühl, dessen sie gegenseitig empfänglich sind, durch den Ton der Stimme sich einander mitzutheilen, ohne solchen im mindesten willkührlich zu wählen, oder überhaupt die Mittheilung zu beabsichtigen. Die mit der Empfindung verbundene Nervenbewegung geht im Schalle unmittelbar von einem Einzelwesen aufs andere über und erregt in ihm ein entsprechendes Gefühl. Ähnliche Gefühle nun bedingen ähnliche Handlungen, unähnliche Gefühle, unähnliche Handlungen, und weil das Thier bloß dem Gefühle folgt, so können sich die Thiere unmittelbar zu freundschaftlichen oder feindlichen Handlungen bestimmen.

Daß sich im Tone aber wirklich eine bestimmte Bewegung von dem einen Dinge auf das andere fortpflanzen könne, lehrt die Akustik. Jeder weiß, daß, wenn zwei Saitenspiele nebeneinander liegen, und auf dem einen wird ein Ton angeschlagen, derselbe oder doch ähnliche Ton auf dem andern Instrumente wiedertönt. Die Bewegung der einen Saite muß also der andern durch das Mittel der Luft unverändert überbracht sein. Es ist nun im

Grunde genommen kein Unterschied zwischen dieser Erscheinung und der sprachlichen Mittheilung der Thiere. Die als Folge bestimmter Zustände entstandene Nervenbewegung im einen Thiere geht mittels des thierischen Lautes aufs Nervensystem des andern Thieres über und erregt in demselben ähnliche Zustände, als die sind, wovon sie eine Folge ist. Um noch eins zu erwähnen: man denke an die Chladnischen Klangfiguren. Jeder besondere Ton führt auch eine besonders geformte Erschütterung des tönenden Werkzeugs mit sich. Wie nun, wenn bei leblosen Dingen die Form des Tones an eine so bestimmte Form der Erschütterung gebunden ist; warum sollte nicht bei dem Thiere jedem besonderen Tone des Organs auch eine besondere Erschütterung oder Bewegung der Nerven und Muskelfasern zu Grunde liegen? Da die Mittheilung der nervösen Bewegung auch mittels anderer Sinne, als des Gehörs, möglich ist; so versteht sich von selbst, daß die Verständigung und gegenseitige Bestimmung zum Handeln nicht nothwendig durch Laute zu geschehen braucht, sondern daß auch sichtbare oder fühlbare Zeichen dasselbe leisten können.

§. 7.

Dieser Ansicht über thierische Sprache entspricht die Erfahrung, daß sich einartige Thiere meist nur zu gemeinschaftlichen Handlungen zu bestimmen vermögen, verschiedenartige aber zu verschiedenen. Ich will in dieser Beziehung einige Thierhandlungen als Folgen vorhergegangener Verständigung betrachten. Wenn die Henne ihre Küchlein zum Futter ruft, so ist die gemeinsame Thätigkeit, wozu jene

sich angeregt fühlt, diese aber angeregt werden sollen, das Aufnehmen der Nahrung. Dem Aufnehmen der Nahrung geht von Seiten der Henne ein Zustand der Begierde und demnächst der Freude des Findens voraus. Indem die Empfindung dieser Begierde und Freude von der Henne ausgetönt wird, wird sie den Küchlein mitgetheilt, welche dann, weil sie gewohnt sind, bei der Mutter ihren Hunger zu stillen, zu dieser hinlaufen.

Ein auffallendes Beispiel liefern die Schweine. Wenn aus einer Heerde, das eine oder das andere in Noth kommt und deshalb sein grunzendes Quiken aussendet, so laufen alsbald alle Schweine mit sichtbarer Angst und Unruhe hinzu, um dem nothleidenden zu helfen. Indem sie durch den Angstruf in gleich ängstlichen Zustand versetzt werden, nehmen sie auch alle dieselben Bewegungen vor, welche das bedrängte macht, und sind dadurch oft im Stande Hülfe zu gewähren. Das Gleiche findet man bei anderen Thieren, z. B. den Gänsen. Diese zeigen auch überhaupt die Verständigung zu gemeinschaftlichem Handeln sehr deutlich. Wenn von einer Gänseheerde eine einzige, gewöhnlich die älteste, irgend einen Einfall bekommt, entweder zum Heimziehen, wenn sie gesättigt ist, oder zum Ausziehen, wenn sie der Hunger plagt, oder zum Baden, wenn es heiß ist, oder zu irgend einer andern Handlung, so läßt die Anführerin nach Verschiedenheit des Zustandes, ein verschiedenes Wort vernehmen und schreitet in demselben Augenblicke zur That. So wie dann aber nur das Zeichen gegeben ist, so sieht man alle in demselben Entschlusse einträchtig bewegen. Zu verschiedenartigem Handeln sieht man den

Hund die Schafe bestimmen, wenn er bellet und sie laufen. Die durch das Bellen des Hundes im Nervenbau des Schafes entstehende Bewegung ist diesem Thiere, entweder unmittelbar oder mittelbar durch zugesellte Vorstellungen widerstrebend; daher Angst und Furcht desselben, womit es zu entfliehen sucht.

Auch der Mensch fühlt sich ja bei der durch Naturlaute oder andere natürliche Zeichen hervorgebrachten Äußerung bestimmter Zustände in einem ähnlichen Wesen, zu ähnlichen Zuständen angeregt; und dieses um so leichter, je beweglicher und empfänglicher sein Gemüth ist. Wir fühlen uns augenblicklich traurig gestimmt, wenn wir die Wehklage eines Unglücklichen hören, fröhlich, wenn die Lieder harmlosen Frohsinns. Allerdings haben dunkele Vorstellungen, die sich in uns bei solchen Fällen erzeugen, großen Antheil an diesen Eindrücken; aber sie sind nicht allein Ursache. Es giebt sogar dergleichen Fälle, wo dunkele Vorstellungen gar nicht mitwirken können. Oder was für dunkele Vorstellungen können sich bei einem Säuglinge einstellen, der offenbar traurig wird bei Weinen und Wehklagen, und sich heiter zeigt bei Gesang und Scherz? Diese Erscheinungen haben unläugbar gleiche Wesenheit mit denen der Thiersprache. Aber ich will aus dieser noch einiges anführen, was aus obiger Ansicht über thierische Sprache und Mittheilung seine Begründung zieht.

Viele Thiere werden sehr lebhaft berührt durch Musik, einige angenehm, andere unangenehm, nach Verschiedenheit, theils ihrer Individualität, theils der Musik selbst. Pferde hören bekanntlich die Musik

ungemein gerne und werden nicht wenig ermuthigt durch stürmische Töne; auch arbeiten sie fleißiger und unverdrossener, wenn ihr Führer pfeift und singt. Den Hund kann man mit verschiedenen Instrumenten wirklich peinigen, ihn über Hecken und Zäune spielen; so unangenehm berührt ihn der Ton. Daß Delphine Musik lieben, wußten schon die Alten. Ratten und Mäuse fliehen vor dem Geräusch einer Trommel. Bären, Kameele und Affen hören gerne das eintönige Gedudel der Pfeifen und Trommeln ihrer Führer. Diese Beispiele lassen sich leicht vervielfältigen. Wie soll man nun diese thierischen Eindrücke erklären, wenn nicht auf ähnliche Weise, wie die übrigen Erscheinungen? Da das Thier keiner Ideen fähig ist, so vermag die Musik ursprünglich gar keine andere Wirkung auf dasselbe auszuüben, als eine mechanische Bewegung der Gehörnerven; und doch finden wir in ihren Folgen, innerlich das Thier ergreifende Berührung. Woher diese? Kann man hier der Nothwendigkeit wohl entgehen, zu schließen, daß die mechanische Bewegung des Nervensystems zu einem Bestimmungsgrunde der ganzen Empfindung und Thätigkeit eines bloß sinnlichen Wesens werden könne?

§. 8.

Übrigens erhellet hier so recht, was für ein Traum das thierische Leben befängt. Von Eindrucke zu Eindrucke wird es ohne Wissen uud ohne Wollen, wie das Leben eines schlafenden Säuglings fortgespielt. Durch seine Sinne ist es ein Spiegel, worin die übrige Natur sich abbildet; aber in ihm ist kein Strahl, der das hereinfallende Bild

beleuchte, und so bleibet es sich selbst verhüllet in dumpfer Unbewußtheit. So viel über die sprachliche Mittheilung der Thiere. Wir wollen nun sehen, in welchem Verhältnisse die thierischen Naturlaute zur menschlichen Ursprache stehen.

§. 9.

Der Mensch hatte ursprünglich vier verschiedene Klassen von Dingen zu bezeichnen: 1) Empfindungen; 2) hörbare äußere Gegenstände; 3) nicht-hörbare äußere Gegenstände; 4) Vorstellungen als Begriffe.

Die Empfindungen bezeichnete er durch unwillkührliche Laute, wie wir den Schmerz unwillkührlich durch Ausruf zu äußern pflegen.

Hörbare äußere Gegenstände durch Nachahmung des Tones, welchen sie von sich gaben; so die Thiere nach ihrer Stimme, das Wasser nach seinem Schalle beim Fließen ꝛc., vergl. Herder's Preisschrift. Nicht-hörbare Gegenstände, so wie Vorstellungen und Begriffe geistiger Dinge bezeichnete er durch Übertragung gegebener oder neu gebildeter Laute nach einem Gefühle der Angemessenheit. Dieses ist die Vorstellungsweise, welche man über den Hergang der Sprachbildung nun so ziemlich allgemein hat. Wir wollen jetzt sehen, wie diese Bildungsart in der Natur des Menschen begründet ist.

§. 10.

Was die erste Klasse der zu bezeichnenden Gegenstände betrifft, so läßt sich nicht läugnen, daß die Bezeichnung gleichen Ursprung mit der Thiersprache habe. Auch mit der dadurch bewirkten

Verständigung hat es gleiche Bewandtniß. Die Äußerung einer Empfindung durch unwillkührlichen Ausruf ist Folge der nervösen Erschütterung des Organismus, welche sich bis zu den Muskeln des Sprachorgans fortpflanzt. Jedes heftige Gefühl, das uns berührt, ist gleichzeitig mit einer Bewegung der sensibilen und irritabilen Fasern verbunden.

Diese Bewegung, welche ich auch schon oben, bei Erklärung thierischer Sprache, angenommen habe, ist freilich nur Hypothese, aber eine so wahrscheinliche, daß ich sie der Wahrheit gleichsetzen mögte. Jeder Reiz, sei er chemisch oder mechanisch, oder elektrisch oder galvanisch &c., der auf eine belebte Faser wirkt, ist mit einer zitternden, zuckenden &c. Bewegung des gereizten Theiles verbunden. Dieses hat sich in tausend Versuchen bewiesen, welche die Physiologen angestellt. Vor allen lese man A. v. Humbolds herrliches Werk über die gereizte Muskel- und Nervenfaser.

Zwar ist schon vor aller Erfahrung überhaupt keine Thätigkeit und Veränderung denkbar, als unter der Form von Bewegung; jedoch könnte diese, hier zur Sprache kommende Bewegung immer von der Art sein, daß dadurch unmöglich ein Ton im Kehlkopfe hervorgebracht würde. Denn weder eine zu feine Erschütterung, noch eine zu grobe Ortsveränderung der Theile eines Körpers ist dazu geeignet. Aber die Sache folgt aus positiven Versuchen über die Form der Reizung thierischer Werkzeuge. Chemische Reizmittel bringen in den, aus thierischen Körpern genommenen Theilen, z. B. einem Herzen, dieselben Bewegungen hervor, welche das Leben selbst in ihnen bewirkt. Die Reizung solcher Mittel auf

Nerven und Muskeln zeigt nun aber nichts, als eine Erschütterung, ein Zusammenziehen und Ausdehnen ihrer Fasern. Welcher Schluß kann also gegründeter sein, als der, daß auch die Reize des Lebens auf Nerv und Muskel erschütternd, zusammenziehend und ausdehnend wirke? Solche Lebensreize sind aber gerade die Empfindungen. Es ist mithin mehr als wahrscheinlich, daß auch diese unter der Form erschütternder Bewegung auf Nerv und Muskel des thierischen Leibes wirken. Bewegung von Nerv und Muskel des Kehlkopfs sind zureichende Bedingungen zur Hervorbringung eines Tones.

Was folgt nun hieraus für unsern Zweck? Dieses: unwillkührliche ursprüngliche Naturlaute als Bezeichnung von Empfindungen sind sowohl bei Thieren als bei dem Menschen, die mittels der Nerven und Muskeln des Kehlkopfes nach außen sich fortsetzende Bewegung des empfindenden Organs selbst.

§. 11.

Diesen Schluß wird jeder machen, wer außer dem Erwähnten noch bedenkt, was denn Töne eigentlich sind. Es sind, wie jeder weiß, Bewegungen unsers Gehörorgans, die ihm durch die Luft, oder andere Mittel zugeführt werden. Diese Bewegungen, welche auch wohl chemische Veränderungen im Gehörnerven bewirken mögen, vernehmen wir mit einer eigenthümlichen Empfindung, welche wir eben Hören nennen, gerade so, wie wir den Eindruck des Lichts (der vielleicht auch bloß Bewegung ist) auf unser Auge, mit derjenigen Empfin-

dung vernehmen, welche **Sehen** heißt. Hören und Sehen und jede andere Empfindungsweise sind bloße Formen unserer Sinnlichkeit, so wie Zeit und Raum, nach Kant'schen Begriffen, Formen unserer geistigen Anschauung sind. Es kommt demnach auf dem Wege des Hörens die Bewegung der Luft, und mittels dieser, die Bewegung der hörbaren Dinge in unsern Sinn. Da nun nach dem Obigen, natürliche Ausrufe, so wie alle Naturlaute, Folge von den Bewegungen des allgemeinen Sinnes sind, welche sich in diesen Lauten nach außen fortpflanzen: so begreift man leicht, welch eine durchaus unmittelbare Verständigung darin begründet ist. Die innersten Bewegungen des Sinnes gelangen aus dem einen Einzelwesen in das andere hinüber. Es entsteht ein Vernehmen der tiefsten Veränderung einer fremden Natur. Dieses Vernehmen ist zwar subjectiv, aber doch zugleich auch wahrhaft objectiv: ersteres, weil es eine Veränderung im hörenden Subjecte, das zweite, weil diese Veränderung des Subjects in nichts Wesentlichem von dem verschieden ist, was als Object selbst gelten muß. Denn Object ist die Bewegung des Sinnes eines fremden Wesens, und das im Subject Vernommene ist eben nichts anderes, als jene zu ihm herübergekommene Bewegung. Ich sagte, sie unterschieden sich in nichts Wesentlichem; wohl thuen sie es in etwas Unwesentlichem. Jene Bewegung in den Sinnen des Objects (des fremden tönenden Wesens) nämlich, ist nicht immer Ursache der entsprechenden Empfindung, sondern gewöhnlich Folge der Empfindung; dagegen ist die empfangene Bewegung im Subjecte (dem hörenden Wesen) stets

Ursache der entsprechenden Empfindung. Denn die Verständigung ist erst dann vollbracht, wenn die mittels des Hörens empfangene Bewegung der Sinne im hörenden Subjecte, in ihm diejenige Empfindung bewirkt hat, wovon sie im sprechenden Objecte eine Folge war.

§. 12.

Daß nun aber die ins Subject hinüber gespielte Bewegung, wirklich dieselbe Empfindung und Vorstellung erregen könne, als die, wovon sie im sprechenden Objecte eine Wirkung war, kann uns nicht lange befremden. Bewirken ja mechanische Eindrücke auf unsere Organe Vorstellungen in der Seele, die den Eindrücken analog sind. Der schlafende Mensch, dem ein Arm oder Fuß in drückender Stellung liegt, träumt und fühlt Verletzung dieses Gliedes. Wer im Schlafe Kopfweh bekommt, träumt von solchen Dingen, die ihm früher diesen Schmerz wohl verursacht haben ꝛc. Es ist also ein Gesetz zwischen unserer sinnlichen und geistigen Natur, daß körperliche Veränderungen Vorstellungen und Gefühle von denjenigen Dingen hervorrufen, wovon sie früher eine Folge gewesen sind. Ob nun dieses Gesetz, so wie alle Wechselwirkung von Sinnlichem und Geistigem in einer theilweisen Identität alles Lebens, oder in etwas Anderem begründet sei, das wollen wir nicht untersuchen. Genug, es geht doch daraus die Möglichkeit hervor, wie eine ins Sensorium hinübergespielte Bewegung diejenigen Empfindungen erregen könne, wovon sie eine Folge ist. Hieraus ist aber auch die Möglichkeit begriffen, wie Naturlaute als Folge einer Empfindung in ei=

nem gleichgestimmten Wesen dieselbe Empfindung erregen könne, d. h. wie Mittheilung und Verständigung hervorgebracht wird. Diese Mittheilung ist ein unmittelbares Gewahrwerden der innersten Lebensregung eines Äußeren, ein eigentlich wahrhaftes Insichaufnehmen eines fremden Gegenständlichen. Ich kann hierbei eine Bemerkung nicht unterdrücken. Aus der Betrachtung des Geschäftes beim Hören geht hervor, daß eine Art unserer sinnlichen Empfänglichkeit das Gegenständliche selbst in sich aufzunehmen vermag. Vielleicht ließe sich, wenn man die Natur der Sinnlichkeit überhaupt in dieser Beziehung zu erforschen suchte, nachweisen, daß mittels der Sinne keinesweges bloße Schatten und Abrisse der äußeren Dinge in unsere Innenwelt gelangen, sondern daß wir mittels derselben in einem mehr gegenständlichen Verkehr mit der Natur stehen, als man gewöhnlich glaubt, daß also eine größere objective Wahrheit durch sie erreicht wird, als man anzunehmen geneigt ist. Auch ließe sich vielleicht nachweisen, daß die Kant'schen Formen der Anschauung nicht bloß metaphysische Gründe für sich haben, sondern auch empirische, indem sich ein ähnliches Verhältniß mit denselben in der Sinnlichkeit ergeben würde.

§. 13.

Aus obiger Ansicht über das Verhältniß der Empfindung zu dem sie bezeichnenden Laute, folgen nun die Bedingungen, unter denen es möglich wäre, über den Zusammenhang jedes einzelnen Naturlautes mit der ihm entsprechenden Empfindung zu urtheilen. Man würde den bestimmten Naturlaut

für eine bestimmte Empfindung vor der Erfahrung construiren können, wenn sich physiologisch ausmitteln ließe, welche nervöse Bewegung dieser Empfindung entspräche, und wie sich diese Nervenbewegung in der Muskelfaser verhielte. Gleichwohl würde noch keineswegs folgen, daß unter Gleichheit dieser Bedingungen, dieselbe Empfindung bei ganz verschiedenen Völkern völlig gleichen Naturlaut haben müsse. Denn wenn klimatische Verhältnisse die Reizbarkeit einer thierischen Faser so sehr bestimmen können, daß, wie Al. v. Humbold im 1sten Bande des genannten Werkes Seite 303 erzählt, dieselben Thiere, welche in Deutschland zwei bis drei Stunden nach ihrem Tode durch galvanischen Reiz Zuckungen bekommen, in Italien schon nach zwanzig bis fünf und zwanzig Minuten ihre Empfänglichkeit dafür verloren haben: so ist es sicher anzunehmen, daß auch gleiche geistige und sensibile Reize doch sehr ungleiche Wirkungen auf die Fasern solcher Menschen ausüben werden, die in verschiedenen Ländern wohnen. Solche Schlüsse von bloß körperlichen Eigenschaften auf Beschaffenheit der Sinnlichkeit sind nicht zu kühn. Es giebt Erscheinungen, welche sie ganz und gar rechtfertigen. Eins sei noch angeführt. v. Humbold erzählt an der angeführten Stelle auch, daß der Galvanismus bei Kröten eben so langsame Bewegungen hervorbringe, als die sind, welche im Leben aus der Willkühr und Willensthätigkeit dieser Thiere hervorgehen. Wenn also die reine physische Beschaffenheit des thierischen Leibes, wie sie durch Galvanismus geprüft wird, so sehr übereinstimmt mit dem ganzen Lebenstone der Thiere: so ist es gewiß nicht zu

kühn, auch bei verschiedenen Menschengeschlechtern einen sehr verschiedenen Ton des Lebens und Empfindens zu vermuthen. Wie wenig hat man sich daher zu wundern, daß die Sprachen der Völker so verschieden sind, auch wenn man annimmt, daß es ursprünglich nur ein Volk und eine Sprache gegeben.

Wiewohl es demnach jetzt noch unmöglich ist und auch wohl bleiben wird, die besonderen Gründe für die besonderen Formen der Naturlaute anzugeben: so läßt sich doch recht gut einige Ähnlichkeit, welche für meine Ansicht zeugt, zwischen gewissen Empfindungen und ihren entsprechenden Naturlauten bemerken. Der Schmerz hat ein gepreßtes Ach! die Freude ein hohes O! oder Ah! — Man beobachte sich nun einmal in den Zuständen dieser Gefühle, und man wird die Ähnlichkeit nicht verkennen. Das Gefühl des Schmerzes kündigt sich unserer Empfindung als eine Gepreßtheit, ein gewaltsames Gebundensein des ganzen Lebens an; die Kräfte desselben sind gehemmt und streben zum Theile vergebens nach angemessener Äußerung. Der Naturlaut, welcher das Ergebniß dieser unnatürlichen Spannung von Leben und Lebenswerkzeugen ist, zeigt in seiner Bewegung gleiche Gespanntheit, gleichen Charakter mit der ihn bedingenden Stimmung des Lebens an. Die Freude kündigt sich der Empfindung als eine Erhöhung, als ein freieres Spiel unserer Lebenskräfte an. Geist und Körper fühlt sich befreiet, erweitert, schrankenlos. Der ganze Organismus wird von dieser Regung erfüllt. Auch der Ton, welcher Folge davon ist, trägt die unverkennbare Ähnlichkeit mit dieser Stimmung: er ist ein volles frei austönendes erhöhetes O! Und was

soll ich von dem Naturlaute der Sehnsucht sagen? Trägt er nicht auch die Stimmung des Lebens und seiner Werkzeuge in diesem Gefühle an sich? —

Am besten kann derjenige Naturlaut, welchen wir Lachen nennen, dazu dienen, den unmittelbaren Zusammenhang der inneren organischen Thätigkeit mit seiner Folge, dem Tone zu zeigen. Eine wunderbare Verknüpfung zwischen der Vorstellung des Lächerlichen und den Nerven des Zwergfells macht, daß dieses bei jenen Vorstellungen gereizt wird und in Erschütterung geräth. Die erschütternden Schwingungen dieses Organs verengen und erweitern abwechselnd die Brusthöhle, und jenachdem jenes oder dieses geschieht, wird durch die Luftröhre und den Kehlkopf Luft ausgepreßt und eingelassen. Beides verursacht einen Ton. Daß das Lachen auf diese Weise erfolgt, wird durch eine Krankheit des Zwergfells bestätigt, worin dasselbe auch ohne Ideenreiz in krampfhafte Schwingungen geräth und ein unwillkührliches Lachen bewirkt. Auch das Kitzeln empfindlicher Theile des Körpers kann ein unwillkührliches Lachen erregen. Beiläufig sei bemerkt, daß, da gleiche Wirkungen, wenn nicht gleiche, doch ähnliche Ursachen zu haben pflegen, sich aus der Natur des Kitzels auf die Natur des Lächerlichen wohl schließen ließe. Das Lächerliche ist etwas Inneres, der Kitzel etwas Äußeres; letzteres müßte daher vortrefflich sein, um die Natur des ersten zu entwickeln. Sicher liegt der Grund ihrer übereinstimmenden Wirkung in der gleichen Form, womit dort und hier Reize wechselweise wirken und nachlassen.

§. 14.

Die zweite Klasse der zu bezeichnenden Dinge waren hörbare Gegenstände. Die Bezeichnung wurde durch Nachahmung ihres Lautes gewonnen. Je vollkommner dieses gelang, desto besser war Verständigung möglich. Das Zeichen wirkte dann in gleicher Weise auf den Sinn, als eine Eigenschaft des Zubezeichnenden selbst. Nur die menschlichen Werkzeuge haben die Geschmeidigkeit, alle Laute der Natur nachzuahmen. Der Mensch ist dadurch im Stande, die ganze Summe derjenigen Eigenschaften, womit die Natur seinem Gehöre entgegen tritt, durch sprachliche Nachahmung veredelt zu reproduciren. Wenn die Bezeichnung von rein subjectiven Empfindungen durch Naturlaute unwillkührlich ist: so ist die durch Nachahmung hörbarer Laute der Willkühr unterworfen. Jenes hat der Mensch mit dem Thiere gemein, dieses vermag nur er vermöge seines Bewußtseins. Diese Nachahmung aber war ursprünglich wohl die reichste Quelle für den sprachbildenden Geist. Die meisten Gegenstände der Sinnenwelt sind entweder wirklich tönend, oder können es doch unter vielen Umständen werden. Sowohl die der ersten als zweiten Art gaben dem Menschen ein bequemes Merkmal zur nachahmenden Lautbezeichnung. Zu jener Art gehören z. B. Wind, Donner, Flüsse, Quellen, allerlei Töne rc., zu dieser die meisten Thiere, verschiedene Werkzeuge. Auch manche Thätigkeiten und Handlungen des Menschen, die vermöge ihrer natürlichen Ausübungsweise mit einem Laute verbunden sind, z. B. Anstrengung des Körpers beim Ziehen, Heben rc. sind hierher zu rechnen. Vergl. Herder, und Wüllner §. 2.

§. 15.

Was die Bezeichnung der dritten Klasse von Dingen, nämlich die der nicht-hörbaren äußern betrifft: so hat Herder auch hier nur allgemeine Gedanken hingeworfen, welche noch zum Theile einer tiefern Begründung, zum Theile einer klareren Durchführung bedürfen. Herder führt die Bezeichnung dieser Dinge auf die Bezeichnung von Empfindungen zurück. «Was, sagt er, sind diese «nicht-hörbaren Eigenschaften in den Gegenständen? «Sie sind bloß sinnliche Empfindungen in uns, «und als solche, fließen sie nicht alle in Eins? Wir «sind ein dunkles Sensorium commune, nur von «verschiedenen Seiten berührt. — Da liegt die Er«klärung. Allen Sinnen liegt Gefühl zum Grunde, «und dieses giebt den verschiedenartigsten Sensationen «schon ein so inniges, starkes, unaussprechliches «Band, daß aus dieser Verbindung die sonderbarsten «Erscheinungen entstehen.» Ganz richtig! nur wissen wir nicht, von welcher Art dieses allen Sinnen gemeinsame Gefühl ist, was wir denn Ähnliches zwischen jenen, scheinbar so verschiedenen Dingen fühlen. Wir wissen nicht, wie das Besondere, welches jeden Sinn einzeln charakterisirt mit diesem Gemeinsamen, was ihnen alle zukommt, zusammen besteht. Eben so hat uns Herder nicht genug aus der wirklichen Erfahrung gezeigt, daß ein solches Gefühl der Übereinstimmung zwischen hörbaren Tönen und nicht-hörbaren Dingen obwalte und auch jetzt noch die Sprachbildung beherrscht und leitet Ich will deshalb zuvor an einige Erscheinungen aus den Sprachen erinnern, welche jenes Gefühl beweisen, dann zu bestimmen suchen,

in wie weit dasselbe für die Sprachbildung von Einfluß war und noch ist, und endlich die sinnliche Natur dieses Gefühls, so viel als möglich, genauer bezeichnen.

§. 16.

Was vorzüglich zur Überzeugung von diesem Gefühle einer Angemessenheit zwischen Tönen und nicht-hörbaren Dingen, in sofern sie nicht von uns wahrgenommen werden, führen kann, ist die Betrachtung der Verkleinerungswörter. Sie werden gebraucht, um einen Gegenstand zu bezeichnen, welcher uns entweder wirklich unter dem Maße seines Begriffs erscheint, oder doch so vorgestellt wird. Daß man sich derselben, besonders in Volksliedern, auch dann bedient, wenn liebe und selbst erhabene Gegenstände angeredet werden, hat wohl seinen Grund in einem Gefühle der Bescheidenheit. Wir stellen uns nämlich hohe und doch geliebte, oder gefürchtete und doch zugängliche Dinge zuvor durch dunkel absichtliche Selbsttäuschung klein vor, um dadurch gleichsam einen Grund zu gewinnen, warum wir es wagen, ihnen auf eine zutrauliche Weise näher zu treten. Wenn das Kind seinen Vater Väterchen nennt, so will es ihn dadurch vorerst zu sich herabziehen, um es demnächst wagen zu können, gegen ihn Zutrauliches, wie gegen seines Gleichen, zu sprechen und zu thuen.

So weit mir bekannt ist, werden die Verkleinerungswörter von Stammwörtern durch Anhängung gewisser Sylben an dieselben gebildet. Nicht nur Substantiva und Adjectiva, sondern auch Adverbia und Verba werden auf diese Art verkleinert. Die

verkleinernden Anhängesylben in der deutschen Sprache haben vorzüglich L und K zu Grundlauten. Im Ulphilas (vergl. Grimm's deutsche Grammatik B. III. Seite 665) sind es besonders ila, ula, ulo; z. B. aus mavi, mavilô; aus barn, barnilô ꝛc. Im Althochdeutschen lauteten sie anfänglich auch ilo, ila und später, wo der aus dem Gothischen stammende Geschlechtsunterschied wegfiel, ili; z B. pah, pahili; lôn, lônili; tâma, tâmili. Im Mitteldeutschen sind es ele oder el, eli oder elein; z. B. trögele, kindel, liedel, blümeli, kindelîn, schiffelîn ꝛc. Zugleich trat dabei sehr häufig der Umlaut ein, z. B. brache, brechelîn, knabe, knebelîn ꝛc. Im Neuhochdeutschen ist es lein und chen, stets mit Umlautung, wo sie möglich ist; z. B. gans, gänselein; lamm, lämmlein; kind, kindchen; haus, häuschen ꝛc. In Östreich und Baiern wird durch bloßes el oder l, in der Schweiz durch li, in Schwaben durch le verkleinert. Eine Verkleinerungssylbe von anderem Charakter giebt auch k und ik. Im Altsächsischen: manniko, hûniko; im früheren Deutschen: mannekîn, sonekîn, im späteren bruderkîn. Im Neuhochdeutschen wurde sie chen: lämmchen, bübchen ꝛc. während im Plattdeutschen noch ken bleibt: mädken, höneken ꝛc. Eine dritte Art von Verkleinerungssylben giebt ing und ling und das bloße i, (vergl. Grimm. B. III. S. 685): aug, äugi, hand, händi. Durch diese und ähnliche Endsylben werden auch Adjectiva und Adverbia verkleinert. Im Lateinischen enthält die Verkleinerungspartikel gleichfalls ein i als Grundlaut, im Griechischen den Vocal ι: παιδίον, παιδάριον, σωμάτιον ꝛc.

Am merkwürdigsten sind die Verbaldiminutionen. Auch sie werden auf l (eln) und k (chen) gebildet: lächeln, spötteln, horchen (von hören); im Westphälischen, eteken (essen), loepken (laufen) 2c. Ob sie sich auch in anderen, als in der deutschen Sprache befinden? —

§. 17.

Wie es sich nun mit der ursprünglichen Natur dieser Verkleinerungspartikeln verhalten mag, ob es wirklich bedeutende Wörtchen gewesen, welche angehängt, aber allmählig in der Zusammensetzung entstellt und unkenntlich wurden, oder ob es an sich bedeutungslose Sylben sind, welche nur den Zweck absichtlicher Verkleinerung hatten, will ich nicht entscheiden. Die geschichtliche Forschung muß darüber, wo möglich, zum Ergebniß führen. Auf jeden Fall ist es aber in der hier zur Sprache gebrachten Beziehung höchst merkwürdig, daß der Vocal i eine so bedeutende Rolle bei der Verkleinerung spielt. Grimm sagt (D. Gr. B. III. S. 656): dieser, als unter allen der heiterste und leichteste Vocal ist für den Begriff der Diminution am geschicktesten. Wohl ist er das. Aber warum? Was hat denn die Heiterkeit und Leichtigkeit des Vocals mit dem Begriffe der Verkleinerung gemein? Aber man berücksichtige nur, wie dieser Vocal von unserm Ohre vernommen wird. Hat er nicht die geringste Ausdehnung für das Ohr? Ist nicht a, u, o, e 2c. breiter als i? Allerdings! Und nun, ist es dem Ohre nicht, als wenn das Wort durch die Anhängung dieses Buchstaben am Ende zugespitzt würde? Auch dieses. Aber auch die Consonanten l und k

sind eben so vortheilhaft für diese Bezeichnung. l ist derjenige Consonant, welcher unter allen die kürzeste Dauer hat. Er ist das Werk des schnellsten Zungenschlags, wenn die übrigen Consonanten alle, mehr oder weniger, durch Zusammendrückung der Lippen oder der Zunge an die Zähne und den Gaumen eine große Breite erhalten. Auch k ist der kürzeste unter den Gaumenbuchstaben und das verwandte ch ist durch Abmildung des harten k fast zu einem Vocale verhaucht. Sollte nicht auch der Umlaut bei den Verkleinerungswörtern, wodurch die vollen Vocale o, u, a des Stammes in die schärfern und spitzeren Laute ue, ae und oe übergehen, hierin zum Theile seinen Grund haben? Doch Beispiele genug, um meiner Meinung nach behaupten zu können, daß unser Sinn eine Ähnlichkeit empfinde, zwischen den verkleinerten Eindrücken, den kleine Gegenstände auf ihn machen und der fürs Ohr zugespitzten, geschärften und abgemildeten Form des Diminutivs. Mag dieses auch ursprünglich nicht der Fall gewesen sein, was ich jedoch sehr glaube, da die Sprache stets um so sinnlicher ist, je älter sie ist, so ist es doch jetzt der Fall. Daß es noch jetzt der Fall sei, dafür sprechen viele Erscheinungen. Die vorzüglichsten sind folgende: Es ist gar nicht zu verkennen, daß die Verkleinerung, vorzüglich im Deutschen, nicht nur dort angewendet wird, wo sie von vorne herein zuläßig und auch durchs Beispiel anderer Sprachen gerechtfertigt ist, sondern auch da, wo dafür auch gar kein Grund vorhanden ist, als das Streben nach dem höchsten Grade nachahmender und sinnlicher Bezeichnung. Der Deutsche verkleinert bei Substantivis, Adjectivis, Adverbiis, Verbis

und selbst bei Pronominibus. Wie er sie bei Verbis anwendet, ist schon oben durch Beispiele gezeigt: von sausen wird säuseln; von fachen fächeln; von lachen lächeln; von hören horchen ꝛc. Bei den Adjectiven ist nicht nur eine Art von Verkleinerung bei der Umänderung von süß in süßlich, grün in grünlich ꝛc. sondern in der Volksmundart auch aufs Kühnste in Ausdrücken wie: sei guetel, net krankel (Grimm D. Gr. B. III. S. 687) stilleken u. dgl. Sogar Pronomina werden vom Volke verkleinert: él, dél für er und dir; deel, del, dassl für dieser, diese, dieses; duli im Luzernschen für du. (Grimm III. 687). Und was noch mehr ist, selbst Präpositionen und Partikeln hat das Volk nicht davon ausgenommen: aus zusammen wird zusämmchen (Grimm), desgleichen im Westphälischen aus met (mit) metken.

§. 18.

Ob und in wiefern der Gebrauch von verkleinerten Wörtern auch in andern Sprachen so ausgedehnt sei, weiß ich nicht. Wenn es überhaupt nicht bekannt ist, so mag es entweder seinen Grund darin haben, daß uns die ungebildeten Mundarten fremder Völker selten bekannt werden, oder geradezu darin, daß der sinnliche Charakter anderer Völker nicht dazu geneigt ist. Genug aber, es findet sich in der deutschen Sprache; und wenn es sich auch sonst nirgends findet, so hat es deshalb doch sein Merkwürdiges. Was sollen wir nun davon sagen? Ist es reinweg Ergebniß mißbräuchlicher Willkühr eines verirrten Sprachtriebes? Man könnte es dafür halten, vorzüglich, wenn bedacht wird, bei welchen

Gelegenheiten diese Verkleinerungswörter gebraucht werden. Sie finden sich in der Sprache höchster Vertraulichkeit und spielender Zärtlichkeit, zwischen Kindern und Eltern, Liebenden u. dgl. Aber wenn man es auch als ein Spiel gelten läßt, so bleibt es doch immer ein Spiel der Sinnlichkeit, weit entfernt, ein Spiel des Verstandes und Witzes zu sein. Denn Verstand und Witz treten in jenen Verhältnissen zu sehr zurück, als daß sie sich zur freien spielenden Laune erhöben. Gefühl und Sinne aber sind erhöht und für innigste, zarteste Empfänglichkeit aufgeschlossen. Sie empfinden den feinsten Bezug zwischen Wort und Sache; und wenn der kalte Verstandesmensch dieser erhöheten Reizempfänglichkeit nicht nachkommen kann, so ist er darum nicht berechtigt, sie als Verwirrung der Natur anzusehen. Zudem ist im Grunde genommen das Gefühl keiner Irrung fähig, außer wenn es sich durch vorgefaßte Urtheile bestechen läßt. Was es ganz allein durch sich anzeigt, ist für das fühlende Subject nothwendig wahr; es führt subjective Nöthigung des Fürwahrhaltens mit sich, wenn es auch objectiv durchaus falsch ist. Auch kann der anders Fühlende nicht allein durch sein Gefühl die Empfindung des Anderen eines objectiven Irrthums überführen, sondern muß es aus höheren Gründen vermögen, wenn er es können will. Wenn daher ein Volk wäre, welches den Himmel für grün ansähe, und die Erde für blau, so könnten wir nicht daraus den Beweis für die Krankheit seines Sinnes führen, daß wir alle einhellig das Gegentheil zu empfinden uns bewußt sind; sondern wofern es möglich sein sollte, aus höheren Gründen. Aber es bedarf gar nicht eines

erhöheten Sinnes, um wenigstens in der Kindersprache das Bezugreiche zwischen Wort und Ding zu fühlen. Wir alle empfinden etwas Widerstrebendes, Ungeräumtes, wenn wir ein ganz zartes Kind mit einem langen vollen Namen, und einen großen starken Mann mit einem zugespitzten Verkleinerungsworte benennen wollen. Es mag dabei die Gewohnheit vieles wirken; aber sei es auch; jeder Gewohnheit liegt ursprünglich doch ein Trieb, wenigstens eine Veranlassung zum Grunde. Somit bin ich denn der Meinung, daß das sinnliche Spiel, wie ich es immerhin nennen möchte, vermöge dessen der Deutsche in seiner Sprache gegen Kinder und Geliebte, so viel als möglich, Verkleinerungswörter braucht, ein in der Natur begründetes Streben beweiset, wodurch eine Ähnlichkeit zwischen der hörbaren Wortform und dem nicht-hörbaren Dinge gesucht wird. Der besondere Grund aber, warum wir gegen Kinder nicht gerne in vollen, gegen große Menschen nicht in spitzen Wörtern reden, liegt darin, daß wir uns dunkel vorstellen: die Eindrücke, welche von Dingen auf große Personen gemacht werden, müßten auch gewissermaßen ausgedehnter, die, welche auf Kinder gemacht werden, aber enger und beschränkter sein, so daß also das Bild, welches von einem Baume im Auge des Kindes empfunden wird, kleiner sein müsse, als dasjenige, welches im Auge des großen Menschen empfunden wird. Und diese unsere instinktmäßige Vorstellung ist, merkwürdig genug, wenigstens zum Theile, keine leere Täuschung; sie ist objectiv begründet und wahr. Was die Eindrücke aufs Auge betrifft, so lehrt die Optik, daß die Gegenstände nur sehr kleine Bilder

im Auge verursachen, und daß das Urtheil über ihre wirkliche Größe erst durch gleichzeitige Wahrnehmung ihrer Entfernung zu Stande komme. Da das Kind nun noch keine Erfahrung über Entfernung der Gegenstände und den dadurch bedingten Größenschein besitzt: so müssen ihm ferne, aber große, und nahe, aber kleine Gegenstände unter derselben Größenform, und da das ganze optische Werkzeug des Kindesauges etwas kleiner ist, alle miteinander verkleinert erscheinen. Auch die Gestalt der inneren Augentheile, welche beim Kinde ein etwas anderes Verhältniß haben, als bei Erwachsenen, könnte hierbei in Betracht gezogen werden. Was von den Eindrücken der Gegenstände aufs Auge des Kindes gilt, mag auch wohl von ihnen in Beziehung auf die anderen Sinne gelten; jedoch wage ich nicht, darüber zu entscheiden. Genug, um angedeutet zu haben, daß unsere Vorstellung von der Kleinheit der Eindrücke, welche die Gegenstände auf den kindlichen Sinn machen, vermuthlich keine leere Täuschung ist. Daß sich nun die Wortverkleinerung in der Sprache des Deutschen von so großer Ausdehnung findet, ist sicher Folge von seinem innigen tiefen und feinen Gefühle; daß sie aber in der gebildeten Schriftsprache desselben in etwa beschränkt worden, mag darin seinen Grund haben, daß mit fortschreitender Verstandesbildung die Innigkeit und Tiefe des Gefühls nicht allein abnimmt, sondern auch zurückgehalten wird.

§. 19.

Eine zweite Erscheinung, die für die Ansicht redet, ist die Thatsache, daß man fast allgemein

eine Angemessenheit oder Unangemessenheit zwischen bestimmten Personen und bestimmten Namen zu empfinden behauptet. Auch bei ganz Ungebildeten, die bloß ihrer unbestochenen Empfindung folgen, ist es der Fall. Man hört sie versichern: der Name paßt nicht für den Menschen; der Name lautet besser, wenn man ihn so, und nicht anders ausspricht. Vorzüglich sind es zarte Kinder, welche das Schöne im Ausdrucke eines Namens klar zu empfinden scheinen. Auch die vielfache, oft lächerliche Verdrehung, Abkürzung, Umbildung der Taufnamen, wie es sich besonders beim weiblichen Geschlechte findet, muß zum Theile als Ergebniß des Strebens gelten, eine dunkel gefühlte Uebereinstimmung des hörbaren Wortes mit der bezeichneten nicht-hörbaren Sache hervorzubringen. Denn die bloße Bequemlichkeit der Aussprache reicht als Grund für diese Erscheinung nicht überall hin. Selbst die zuweilen ins Phantastische spielende Vorliebe Vieler für die vollen Namen der tüchtigen Vorzeit hat ihren Grund in einem solchen Gefühle.

Ich könnte hierbei auch noch an einen Dichtergebrauch erinnern, welcher denselben Grund haben muß. In der Regel wählen Dichter für ihre Helden und Heldinnen solche Namen, die nicht allein wohlklingend sind, sondern auch dem Charakter der Person gewissermaßen entsprechen. Den schwärmerischen Liebes-Helden und Heldinnen geben sie ganz andere Namen, als herzlosen Bösewichten. Und wer hat wohl den Ossian gelesen, ohne sich an der Uebereinstimmung zwischen der tiefen, großartigen Gefühlsweise und den einzigen Namen seiner Personen zu erfreuen? Nebenbei sei bemerkt, daß es

nach dieser Ansicht nicht gleichgültig ist, welche Taufnamen den Kindern gegeben werden. Da der Namenslaut auf das Gefühl derselben einen bestimmten Eindruck macht: so müssen wir gewärtig sein, daß, jenachdem der Name ein rauher, unharmonischer, oder ein milder, wohltönender, schön artikulirter ist, auch ihr Gefühl nach der einen oder andern Weise könne gestimmt werden; so wie denn die Sprache überhaupt die den Menschen beständig durchtönende Musik ist, welche ihre Wirkung nicht verfehlt, indem sie, wenn auch noch so unmerklich, je nachdem sie beschaffen ist, so oder anders zu stimmen vermag. Kein Wunder daher, daß die Griechen einen so wohlgebildeten reinen Sinn besaßen, auch schon deshalb, weil die reine Musik ihrer schönen Sprache sie immerwährend durchfloß. Darum ist es etwas Großes um die Sprachbildung! Wer die Sprache veredelt, veredelt den ganzen Sinn eines Volkes.

Aber das Wichtigste in dieser Hinsicht glaube ich noch vergessen zu haben. Es ist merkwürdig, wie ungebildete Leute mit den, ihnen der Bedeutung nach ganz unverständlichen Namen für Hunde zu verfahren pflegen. Der Name Fidel, welcher doch ursprünglich gar nichts mit Kleinheit oder Größe der Natur zu schaffen hat, wird meines Erfahrens von diesen Leuten nur für kleine Hunde gebraucht. Dagegen wird der Name Phylax nur immer großen, starken Thieren gegeben. Eben so ist es mit andern: Pülli, Surri und ähnliche werden kleinen Hunden gegeben; Sultan, Mirabou rc. nur großen. Woraus soll man diese Erscheinung erklären, als daraus, daß ein Gefühl für Angemessenheit zwischen

den hörbaren Wörtern und den sichtbaren Dingen die Menschen leite, so daß sie Gegenständen, welche klein fürs Auge sind, auch mit kleinen Wörtern zu benennen streben, und umgekehrt.

Auch sei eine Erfahrung, welche ich an mir gemacht habe, nicht unterdrückt, wie unbedeutend sie auch scheinen möge. Als ich als Knabe zuerst Römergeschichte lernte, stellte ich mir bei dem Namen Niebuhr, worauf sich das Handbuch häufig berief, stets einen großen starkgebaueten Mann vor, ohne daß ich irgend einen Grund für diese Vorstellung angeben könnte, als den vollen Laut des Wortes. Umgekehrt ging es mir später bei dem Engländer Davi, der als bedeutender Chemiker häufig im Berzelius angeführt wird. Ich habe mir nie eine andere Person darunter vorstellen können, als einen kleinen doch gut ausgebaueten Mann, und fühlte mich geneigt, ihn jedesmal den kleinen Davi zu nennen, wenn ich unter Freunden von ihm sprechen mochte. Ich glaube sicher, daß dieser Fall bei vielen Menschen beobachtet werden kann. Im Allgemeinen sind wir aber auch geneigt, uns bei jedem Eigennamen, den wir hören oder lesen, eine Person von mehr oder weniger bestimmter Form und Größe vorzustellen. Was kann es nun aber sein, das unsere Einbildungskraft bei diesem Geschäfte leitet, sich eine solche und keine andere Form zusammenzusetzen, als ein dunkles Gefühl von Einstimmigkeit zwischen Laut und Sache? Der Namenslaut hat ja keine sonstige Bedeutung für uns, wodurch sich die Einbildungskraft könnte bestimmen lassen, wie es der Fall ist bei Nennwörtern. Auch folgendes bin ich geneigt hierher zu ziehen. Wie kommt es

doch auch, daß lebhafte Menschen bei der Beschreibung großer Gegenstände ihren Mund, wie man zu sagen pflegt, voll nehmen, bei der Beschreibung kleiner und winziger Dinge aber, die Stimme sowohl nach Umfang als nach Tiefe beschränken. Man beobachte nur; oder wer sollte es nicht gethan haben? Wenn sich Kinder Mährchen erzählen, und sie haben einen Riesen zu beschreiben, so erhöhen und verstärken sie den ganzen Ton ihres Vortrags; gilt es aber ein Zwerglein vorzuführen, so wissen sie nicht, wie zwerghaft kleine Pinselstriche sie gleichsam im Vortrage gebrauchen möchten, um ihr Gemälde treffend und wahr zu machen. Sie bedienen sich nicht bloß möglichst vieler Verkleinerungswörter, sondern spitzen und verfeinern auch den Ton ihrer Stimme.

§. 20.

Eine dritte hierher gehörige Erscheinung, welche den Sprachforschern viele Mühe gemacht hat, deren wahrer Grund aber noch immer nur mehr geahnt, als erkannt wird, ist das grammatikalische Genus. Daß es seinen Grund in der Sinnlichkeit des Menschen habe, welche ihre Lieblingsvorstellungen überall mit hinüber trägt, ist wohl von vorne herein klar. Gleichwohl ist damit nicht viel gesagt. Eben so wenig aber deucht mir, wird auch die Sache klar genug bezeichnet durch das, was Grimm aus v. Humbold's Ansicht (D. G. III. 345) anführt. Denn wenn es darin heißt, daß zwei Richtungen in den Sprachen vorherrschen, die verständige, auf reine Schärfe der Ideen gehende, und die sinnliche, zu einer anschaulichen Verbindung des Gedankens

4

und der Wirklichkeit geneigte: so ist dadurch in Rücksicht aufs Genus eben nichts anders gesagt, als daß dasselbe Ergebniß der durch die Sprache hindurch wirkenden Einbildungskraft des Menschen sei. Wenn man es aber recht genau nimmt, so glaube ich gerade zu, daß es eben so irrig ist, den Grund in der Einbildungskraft zu suchen, als unpassend, die Verbindung, welche der Mensch dadurch zwischen Gedanken und Wirklichkeit hervorzubringen sucht, eine anschauliche zu nennen. Der Grund liegt meiner Meinung nach im Gefühle, welches, wie überall so auch hier, zwischen Lauten und nichthörbaren Gegenständen eine Ähnlichkeit empfindet, und den Sprechenden daher nöthigt, sich so auszudrücken, daß das Wort, so viel als möglich, denselben Eindruck auf den Hörer macht, als welchen statt des Wortes die Wirklichkeit auf ihn machen würde.

Hiermit glaube ich aber auch das höchste Gesetz aller Sprache bezeichnet zu haben. Der Mensch hat das Bestreben, bei aller Darstellung das Dargestellte selbst gleichsam zu vertreten, und die Darstellung dem Dargestellten für den Sinn adäquat zu machen. Für diesen seinen Sinn nun zerfällt die ganze Natur, innere und äußere, in drei große Gruppen. Die Gegenstände der einen Gruppe stellen sich ihm unter dem Eindrucke des Großen, Festen, Spröden, Raschen, Beweglichen, Zeugenden dar; die Gegenstände der zweiten Gruppe unter dem Eindrucke des Kleinen, Weichen, Stillen, Leidenden, Empfangenden; die der dritten unter dem Eindrucke des Gewordenen, für sich Abgeschlossenen, Charakterlosen, oder Unentwickelten. Zu der ersten Gruppe

gehören auch die männlichen Wesen lebendiger Natur; zur zweiten die weiblichen, zur dritten die unorganischen, unwirksamen, oder um im Sinne der Chemiker zu reden die neutralisirten. Die männlichen Wesen vereinigen die Merkmale der ersten Gruppe, die weiblichen die der zweiten, die unorganischen die der dritten hauptsächlich in sich und besitzen sie im höchsten Grade. Dem erwähnten Gesetze gemäß suchte der Mensch nun auch in den Wörtern, welche ihm die von jenen Dingen herrührenden Eindrücke malen sollten, für die Gegenstände der ersten Gruppe solche Laute, welche auf sein Ohr den Eindruck des Festen, Spröden, Raschen, Beweglichen rc. machen, für die Gegenstände der zweiten Gruppe solche Laute, welche für sein Ohr den Eindruck des Kleinen, Weichen, Stillen, Leidenden rc. und für die der dritten solche, welche den Eindruck des Unentschiedenen, Charakterlosen, in sich Abgeschlossenen rc. machen. Daher ließ er die ersten mit Consonanten, oder kurzen Vocalen, die zweiten mit langen Vocalen, oder weichen Consonanten, die dritten mit mittelkurzen Vocalen, oder solchen Consonanten endigen, welche zwischen den eigentlichen Stummen und den Lautern in der Mitte stehen, als n, m, r, l, s, wie im Lateinischen. Und da der Artikel, dort, wo er ist, als ein mit dem Substantivum enge verwachsener Theil, die Bedeutsamkeit desselben theilen, und demonstrativ hervorheben sollte: so mußte er auch in dieser Hinsicht dem Gesetze seines Substantivs folgen. Bei Substantivis für Gegenstände der ersten Gruppe ward er deshalb ein voller Vocal, ό, oder consonantisch, der; bei Substantivis für Gegenstände

der zweiten Gruppe ein weicher, nicht so voller Vocal, η, oder doch vocalendend, die; bei Substantivis der dritten Gruppe ein harter Consonant mit kurzem Vocale, το; so wie denn auch im Deutschen für das Neutrum ursprünglich das t vorgewaltet hat.

Somit fällt der Grund fürs natürliche und grammatikalische Genus in der Sprache in eins zusammen.

Dasselbe Gefühl, welches den Menschen nöthigte, die verschiedenen Eindrücke, welche weibliche und männliche Wesen des Menschen- und Thierreichs auf seinen Sinn machten, bald durch ganz verschiedene Wörter, wie z. B. Mann, Frau; Mädchen, Knabe; Stier, Kuh; ꝛc. bald durch Motion desselben Wortes, wie wini, (amicus); winja, (amica); August, Auguste; Emil, Emilie; chalp (vitulus), chalpa (vitula); hana (gallus), hanjô (gallina); Gott, Gottin ꝛc. nachahmend zu bezeichnen: eben dasselbe Sprachgefühl trieb ihn auch, bei Gegenständen, die keinen Geschlechtsunterschied zeigen, je nach der Verschiedenheit des Eindruckes, den sie auf seinen Sinn machten, weichere oder härtere Wortformen zu wählen. Daß man aber später bei forschender Aufmerksamkeit auf die Sprache diese ganze Erscheinung in derselben Genus, Geschlecht nannte, erklärt sich von selbst. Man hat das Ganze nach einem seiner Theile benannt. Weil die Geschlechter lebender Wesen sich in die, dem Gefühle, nach deren Eindrücken unterscheidbaren drei Gegenstandsgruppen theilten: so benannte man jede Gruppe nach dem in ihr vorkommenden Geschlechte.

Wenn man die Sache nun so allgemein fasset, so scheint mir die Ansicht, daß das Geschlecht für nicht=thierische Wesen durch ein poetisches Spiel der Einbildungskraft in die Sprache gekommen sei, recht in ihrer Halbwahrheit vorzuliegen. Es ergiebt sich nämlich daraus, daß jenes poetische Spiel, wodurch allerdings unbelebte Dinge und selbst abgezogene Begriffe personificirt und mit einem Geschlechte ausgestattet werden, nicht Grund von dem Genus der Sprache ist, sondern ebenfalls nur Folge von dem, was als tieferer Grund für beides, für Personification und Genus gelten muß. Denn nur das Bildegeschäft, wodurch ein wirkendes Etwas zum Behufe lebendigerer Vorstellung mit Persönlichkeit begabt wird, ist Sache der Einbildungskraft. Daß aber ein Wirkendes zur weiblichen, ein anderes zur männlichen Person gemacht wird, muß seinen Grund in einem Gefühle haben, welches von der Wirksamkeit des einen mehr so berührt wird, wie von einem weiblichen Wesen, von der Wirksamkeit des andern mehr so, wie von einem männlichen. Überhaupt ist es aber auch ungründlich, die Richtung, in welcher die Einbildungskraft thätig ist, aus der Einbildungskraft selbst erklären zu wollen. Unsere Einbildungskraft ist ganz und gar vom Gemüthe oder von Begriffen abhängig. Diese sind die dunkeln Wechselkräfte, welche sie lenken und leiten. Für unsern Fall nun können es keine Begriffe sein, wodurch sie genöthigt würde, sich den einen Gegenstand zu einem männlichen, den andern zu einem weiblichen auszubilden; denn was sollten das für Begriffe sein? Also kann nur ein Gefühl, womit die Eindrücke der Gegenstände empfunden

werden, die Kraft sein, welche hier leitet. Jene Vorstellungsweise, das Genus nämlich aus der Einbildungskraft als eine Übertragung des natürlichen Geschlechts auf alle Nomina zu erklären, erscheint recht in ihrer Unzulänglichkeit, wenn es gilt das Neutrum herzuleiten. Grimm fühlte dieses selbst nur zu klar. «Es scheint bedenklich, sagt er (B. III. «S. 317), ob man auch schon dem Neutrum, das «in dem grammatischen Genus eine so große Rolle «spielt, natürlichen Anfang zuschreiben könne, «mit andern Worten, ob sein Ursprung in dem «Begriff von foetus oder proles lebendiger Ge«schöpfe gesucht und daraus eine Übertragung auf «andere Wörter geleitet werden dürfe? Ich bin «dazu geneigt, weil ich mir sonst das grammatische «Neutrum gar nicht zu erklären weiß, da es schwer «zu begreifen wäre, warum man nicht alle jetzt «neutrale Wörter dem grammatischen Mask. oder «Fem. überwiesen haben sollte (wie in der That «auch einige Sprachen thuen), wenn nicht schon «ein entwickeltes, natürliches Neutrum dazu genöthigt «hätte.» Aber die Vorstellung von proles und foetus ist meiner Meinung nach, der Einbildungskraft so ungeläufig, und liegt bei den meisten Gegenständen sächlichen Geschlechts so ferne, ist durch ursprüngliche Sinnlichkeit oder Erstlingsphilosophie so wenig vermittelt, daß das Band zwischen Wortform und Sache dadurch unmöglich erklärt werden kann. Nach meiner Ansicht hat das dritte Genus durchaus nichts Auffallendes oder Unerklärliches. Der Sinn hat vorzüglich drei verschiedene Arten empfunden, worunter die Eindrücke sämmtlicher Vorstellungen ihn berühren: eine starke, kräftige, eine milde, weiche,

und eine mittelschlägige. Wo der Sinn sich nur zweier Arten bewußt wurde, dort bildeten sich auch nur zwei Genera. Eben so wohl ließe es sich aber auch denken, daß von einem zart geschaffenen Volke noch mehrere Arten des Eindrucks, als drei, unterschieden worden wären, und dort würden sich auch noch mehrere Genera finden. Daß die Menge derselben so nahe übereinstimmt mit der Anzahl der natürlichen Geschlechter, ist mehr zufällig, als von sacherklärender Bedeutung. Gewiß ist es aber, daß man durch diese unschuldige Übereinstimmung sehr gehindert worden ist, den Blick frei auf die Wesenheit des Gegenstandes zu richten; wie es denn häufig geschieht, daß eine erste Bemerkung, wenn sie mit Lebhaftigkeit auf etwas Zufälliges fällt, in diesem Zufälligen entschiedene Wichtigkeit sucht und den Forscher dadurch lange Zeit abhält das Ding in seinem wahren Lichte zu sehen. Dieses sei gleichwohl nicht bis dahin behauptet, daß ich die Menge der verschiedenen Arten überhaupt, welche in den Eindrücken empfunden werden, für zufällig erkläre. Dreiheit ist bei allem, was sich in der Natur bildet, so tief begründet, daß wohl vielleicht nichts weniger zufällig ist. Überall ist ein Thätiges, ein Leidendes und ein aus der Wechselwirkung beider hervorgehendes Drittes, welches die Eigenschaften der beiden ersten in sich vereinigt, so klar ausgesprochen und unterschieden, daß auch die Eindrücke und Vorstellungen, welche von den Dingen in uns kommen, gewiß davon gefärbt sind. Nur zur Erklärung der grammatischen Form ist diese Anzahl ohne Bedeutung.

Da nun ferner jenes Gefühl, was den sprachbildenden Geist zur Ausprägung des grammatischen

Genus nöthigte, ein und dasselbe ist mit dem, was den Künstler bei seinen Personificationen leitet: so ist klar, daß diesem letzteren in der Regel durch die Sprache selbst schon vorgearbeitet ist, und er die Begriffe oder leblosen Dinge, wenn er sie personificiren oder selbst in Farbe und Form persönlich darstellen mag, nur das sprachliche Genus zu berücksichtigen habe, um das Geschlecht zu bestimmen, was in seinen Bildungen dem Sinne des Menschen wird am angemessensten sein. Daher sehen wir denn auch fast immer, daß das Geschlecht, worunter Künstler ihre Gebilde persönlich machen, mit dem sprachlichen Geschlechte übereinstimmt. Ungemäß aber ist, wie zureichend aus dem Vorigen erhellet, wenn Grimm das grammatische Genus ein naives Sprachelement nennet, und es mit dem Spiele der altdeutschen Volkspoesie vergleicht, vermöge wessen jene Dichter unbelebte Dinge mit den Wörtern, Frau oder Herr, anreden, jenachdem sie männlichen oder weiblichen Geschlechts sind. Dieses ist allerdings naiv; das grammatische Genus aber hat nichts mit dem Naiven zu thuen. Es beruhet auf einem tief eingebornen Gefühle, zwischen Wort- und Sacheindrücken Ähnlichkeit zu empfinden, und dem daraus entsprungenen Streben, diese Ähnlichkeit hervorzubringen.

Es ist nur noch übrig, dieses behauptete Gefühl und Streben als wahrhaften Grund des sprachlichen Genus auch dadurch zu beweisen, daß man aus den Sprachen klar macht, wie der Mensch die gesuchte Ähnlichkeit wirklich hervorgebracht hat. Ich habe schon angemerkt, daß die langlautige Weichheit der weiblichen, so wie die kurzlautige oder

stummendende Härte der männlichen, und die zwischenliegende Mittelschlägigkeit der sächlichen Nomina dafür spreche und daraus erklärt werden könne. Es ist dieses freilich viel Sache des Gefühls, und wer sie nicht empfinden will, dem ist nicht zu helfen. Es würde sich am klarsten ergeben, wenn man die Endungen der verschiedenen Genera bei vielen Sprachen in dieser Absicht zusammenstellte. Diese Zusammenstellung und Vergleichung erschöpfend vorzunehmen vermag ich nicht; im Griechischen, Lateinischen, Deutschen, Französischen liegt sie Jedem vor und bestätigt, was ich behaupte. Es genügt übrigens den Ausspruch eines wohlbefugten Kenners und Forschers anzuführen. — Grimm sagt (D. G. III. 315): «Strenger Consonantismus, rascher «Vocalgang und größere Bildungsfähigkeit bestim«men den Rang des Mask. vor dem Fem., das «jenen Consonanten Vocale, jenen kurzen Vocalen, «lange entgegengesetzt und mehr leidender Natur ist.» In dem Neutrum weiset derselbe die Vereinigung beider Geschlechter nach. Dieses sagt Grimm in Beziehung auf die Form der Genera. In Betreff ihrer Bedeutung sagt er folgendes (III. 359): «Das Maskulinum scheint das Frühere, Größere, «Festere, Sprödere, Raschere, das Thätige, Beweg«liche, Zeugende; das Femininum das Spätere, »Kleinere, Weichere, Stillere, das Leidende, Em«pfangende; das Neutrum das Erzeugte, Gewirkte, «Stoffartige, Generelle, Unentwickelte, Collective.»

Wenn ich dieses auf thatsächliche Forschung gegründete Urtheil für meine Ansicht herbeiziehe, so weiß ich nicht, was ihr eine schönere Bestätigung bieten könnte. Dieses Entsprechende zwischen Form

und Vorstellung ist aber nicht etwa bloß im Wortstamme und seiner Nominativ-Endung sichtbar; es zieht sich durch die ganze Beugung der Wörter hindurch. «Die männliche Flexion, sagt Grimm «(III. 544), ist die vollkommenste, kräftigste und «ausgebildetste, die neutrale die unvollkommenste, «beschränkteste, die weibliche hält zwischen beiden «die Mitte.»

Was nun die Erscheinung der geschlechtlichen Formen an den Wörtern betrifft, so kann man fragen: haben sich dieselben gleich ursprünglich alle drei gebildet, oder ist etwa die Form fürs eine Genus ursprünglicher als die andere, und dieselbe von jenem abgeleitet? Wenn man die Sache so geradehin ansieht, so scheint es am natürlichsten, daß sich zuerst bloß der Grundlaut für eine Vorstellung bildete, und daß dieser anfangs unverändert blieb, er mochte zur Bezeichnung welcher Dinge auch, angewandt werden; daß aber später, wenn der Laut erst recht geläufig geworden, die zarteren Färbungen sich mehr und mehr an ihm ausprägten, welche dem Gefühle gemäß schienen, jenachdem er zur Bezeichnung des einen oder andern Gegenstandes diente. Um die Gedanken auf ein Bestimmtes zu richten, diene folgendendes Beispiel: zuerst, stelle ich mir vor, bildete sich ein Laut, welcher zur Bezeichnung sowohl des männlichen als weiblichen Huhnes in gleicher Form gebraucht wurde; allmählig aber fühlte man sich geneigt, die Form zur Bezeichnung des weiblichen Huhnes etwas abzumilden, die zur Bezeichnung des männlichen aber ein wenig zu verstärken, um dem wahrgenommenen Unterschiede des Eindruckes einen angemessenen hörbaren Unter-

schied des Zeichens zu gesellen. Zugleich trieb auch die Bequemlichkeit dazu, weil man nun, wenns auf die Unterscheidung ankam, keines besonderen Beiwortes bedurfte. Sehr leicht mochte es nun geschehen, daß dabei die ursprüngliche Form, worin die Geschlechtsverschiedenheit nicht ausgeprägt war, im Gedächtniß und Gebrauche blieb, und noch immer seine Gültigkeit für den Fall behielt, wenn es auf diese Unterscheidung nicht ankam. So erklärten sich die drei Formen, H u h n, H e n n e, H a h n; wobei denn das Neutrum als älteste Form gälte. Was diese so natürliche Ansicht des Gegenstandes weiter bestätigt, ist die Thatsache, daß im Sanskrite (siehe Wüllner, Ursprung der sprachlichen Formen S. 108) «der Nominativ und Accusativ des Neutrums der «Pronomina in der Grammatik überall als die «jedesmalige Grundform gilt;» so wie dieses auch vom Lateinischen in mancher Hinsicht zu sagen ist. (Vergl. Wüllner an derselben Stelle.)

Auch die Schwierigkeit, welche sich bei Herleitung der Declinationsformen aus Ansetzung ursprünglicher Adverbia, durch die Gleichlautigkeit der Neutra im Nominativ und Accusativ (vergl. Wüllner S. 179) einstellt, läßt sich bei obiger Annahme vollgnügend lösen. Es ist nämlich ganz natürlich, daß die Declinationsformen erst allmählig aus der Anschmelzung von Adverbien an den Stamm des Nennworts erwuchsen und anfänglich durch Adverbia und Präpositionen ersetzt wurden, so wie sich auch das Kind nur nach und nach des kürzeren Gebrauchs der Casus bedienen lernt. Die Unausgebildetheit des Masculinums und Femininums mochte also wohl mit der Unausgebildetheit der Casus-Endungen

zeitlich zusammenfallen. Als nun nachher die einzelnen Genera und mit ihnen die Casus-Endungen sich entwickelten, wurde an denjenigen Wörtern, welche als alte Neutra in ihrer Urform fortbestanden, auch die Declination weniger ausgebildet, als an den übrigen, die einmal in Bildung und Wandlung hereingezogen, sich der Neuerung um so leichter fügten.

Noch eine Schwierigkeit, welche sich der vortrefflichen Theorie über die Casus-Formen von Wüllner hin und wieder entgegenstellt, löset sich nach obiger Ansicht. Die Schwierigkeit ist diese: man begreift die Vielheit von Declinationen in einer Sprache nicht, da die Casus durch einfache Anschmelzung gewisser Adverbien entstanden sein sollen. Warum, so fragt man mit Recht, hat z. B. der Genitiv des Singulars im Lateinischen alle die verschiedenen Endungen ae, i, is, us, ei, wenn er durch Anwachsung eines und desselben Adverbiums an den Stamm des Wortes (vergl. Wüllner, Ursprung der sprachl. Formen S. 169 bis 175) entstehen konnte. Wüllner sagt: es war verschiedener gleichguter Stoff vorhanden, woraus diese Genitive erwachsen mochten: bei denjenigen, die auf ein s enden, hat sich das Adverbium sa angefügt, welches sich später zu s abkürzte, bei solchen, die auf ae, i und ei ausgehen, ist ein anderes gewählt. Recht gut! aber man begreift die Ursache nicht, weshalb bei verschiedenen Wörtern, besonders wenn sie ungleichen Geschlechtes sind, sich verschiedene Adverbia ansetzten, da doch immer nur ein einziges die besondere Anschauung völlig bezeichnete. Ich will nun nicht behaupten, daß das Gefühl für Wohllaut, das Bedürfniß ge-

nauer Sonderung, u. s. w. es gar nicht seien, welche zum Theile eine Ungleichheit der Formen bedingten; aber ich glaube auch, daß jenes oben besprochene Gefühl für Angemessenheit zwischen Form und Eindruck häufig miteinwirkte. So vermuthe ich namentlich, daß eben dieses der Grund ist, weshalb gerade die Nomina weiblichen Geschlechts im Lateinischen und Griechischen nicht bloß die weichere Vocalendung vor der härteren stummen vorzogen, sondern auch geneigter waren, sich am Ende abzumilden und den harten Consonantismus in gelinden Vocalhauch zu verschleifen. Auch in unserer deutschen Sprache haben wir ein Beispiel vor Augen, wie sich die weiblichen Namen hierzu hinneigen. Es ist nämlich gar nicht zu verkennen, daß sich die weiblichen Eigennamen weit lieber abkürzen und in weiche Vocale ausfließen, als die männlichen. Man denke nur an die Namen: Toni, Jenni, Elise, Mina, Therese ꝛc. Oft sind sie aber auch verlängert, jedoch nur dann, wenn dadurch eine gelinde Schlußsylbe gewonnen wurde; z. B. aus Joseph, Josephine, Wilhelm, Wilhelmine ꝛc. Im Allgemeinen bin ich überzeugt, daß sich auch das merkwürdige Band zwischen Genus und Flexion überhaupt, größtentheils nur aus berührter Ansicht erklären läßt. Dieses Band aber ist am sichtbarsten bei denjenigen Sprachen, deren Flexion fast zu Grunde gegangen ist; (siehe Grimm D. G. III. 544). «Die Dänen haben, heißt es dort, Mask. und «Fem. in eine Form zusammen geworfen, dagegen «die Flexion des Neutrums in Kraft bestehen lassen.» Auch im Lateinischen und Griechischen ist es nicht zu verkennen, daß die verschiedenen Genera gerne

in besonderer Flexion erscheinen. Was kann es nun für einen vernünftigen Grund haben, daß dieselben Verhältnisse der Wörter, je nach verschiedenem Geschlechte, durch verschiedene Formen angedeutet wurden, wenn nicht ein Gefühl auf die sich bildende und schon gebildete Abwandlung eingewirkt hätte, welches hier andere Formen hervorzubringen nöthigte, als dort. Dasselbe Gefühl der Angemessenheit zwischen Lautform und Eindruck, welches das Genus schuf, brachte auch die verschiedenen Flexionen hervor. Bestätigend sind die Worte Grimm's von dem gegenseitigen Durchdringen und Bedingen zwischen Genus- und Flexion; (siehe D. G. III. 540).

Schließlich sei noch in Absicht auf die Genus-Form bemerkt, daß das behauptete Gefühl einer Gemäßheit zwischen Form und Eindruck nicht durchaus überall als Grund für dasselbe gelten kann. Es ist eine Wechselwirkung zwischen Form und Genus vorhanden. Ursprünglich mußte freilich die dem Eindrucke entsprechende Lautform auch eine demselben entsprechende Endung, und somit entsprechendes Genus haben; woher es denn kommt, daß schon aus der bloßen Endung der Wörter meist auf ihr Genus zu schließen ist. Es war aber in der Folge wohl der Fall, daß die erste Form eines Wortes, durch unglückliche Wendung der Mundarten, in der Schlußsylbe weicher oder härter wurde; und weil man einmal gewohnt war, mit weichen Endsylben weibliches Genus, mit harten Endsylben männliches, verbunden zu sehen: so trug man kein Bedenken, dasselbe zu ändern und so der einmal entstandenen Form zu bequemen. So glaube ich ganz sicher, daß das hochdeutsche Mond deshalb

von dem plattdeutschen Mone im Genus verschieden ist, weil sich dort die consonantische Endung eingeschlichen hat. Übrigens mag die große Abweichung der Sprachen und Mundarten im Genus wohl seinen wichtigsten Grund in der ungleichen sinnlichen Berührungsweise haben, welche verschiedene Völker bei demselben Gegenstande erfahren. Wir tief und langsam fühlenden Deutschen haben eine ganz andere Vorstellung von der Liebe, als der fabelnde Grieche und Römer von seinem Liebesgotte; kein Wunder daher, daß die Wörter dafür auch verschiedenes Genus haben. Dieses sei genug.

§. 21.

Wir gehen nun zu einer andern Spracherscheinung über, welche ebenfalls für unsere Idee zeugen soll, zu den Interjectionen. Vor allem scheint es mir merkwürdig, daß, wie Grimm (G. III. 298) sagt, bei den Interjectionen der Freude die hellen Vocale, bei den des Schmerzes aber die dunkeln vorwalten. Zu jenen gehören z. B. heisa! hai! juchhe! heisasa! rc.; zu diesen: onwe! hu! ha! ach! ach! schu! rc. Ich will dieses Gesetz nicht aufs neue durch Vergleichung nachweisen; wem dürfte man es eher glauben, als dem, der es ausgesprochen hat. Zu den hellen Vocalen gehören e, i, o; zu den dunklen a und u. Die hellen Vocale tönen unserm Ohre so, als würden sie an einem höheren, mehr äußerlichen Punkte des Kehlkopfes hervorgebracht; die dunkeln so, als würden sie tiefer erzeugt. Ähnlich verhalten sich aber auch die Gefühle der Freude und des Schmerzes. Die Freude empfinden wir als eine Bewegung von innen nach außen, als

ein Fortwallen des Lebens über seine Peripherie; das Blut tritt in die äußeren Theile des Körpers, färbt und schwellt uns Stirn und Wange; wir selbst fühlen uns geneigt unser ganzes Innere mitzutheilen und auszuschütten. Den Schmerz dagegen empfinden wir als eine Bewegung von außen nach innen, als ein Zurückwallen des Lebens zu seinem tiefsten Mittelpunkte: das Blut verläßt die äußeren Körpertheile, wir sind blaß, Wange und Auge sinken zurück. Ist es nun nicht wunderbar, wie hier alles zusammen stimmt? Gefühl, Blutlauf und Lautäußerung, alles hat eine Bewegung, einen Zug und einen Ton; inneres und äußeres Leben folgt demselben Rhythmus. Merkwürdig in dieser Hinsicht ist auch die deutsche Interjection, welche zum Gebieten der Stille gebraucht wird. Sie ist ps!, pst! Ist auch in ihr Nachahmung? Man sollte es vor der Erfahrung für unmöglich erklären, die Negation des Lautes durch einen Laut nachzuahmen. Und doch hat es die Sprache möglich gemacht. Dieser Laut wird nämlich so ausgesprochen, daß er anfangs stark sauset, dann aber leise ausklingt. Was will nun der Stille gebietende? Er will, daß der verbotene Schall sich verliere, ausklinge. Somit hat er also durch sein ps! das nachgeahmt, was für ihn, zwar dem Begriffe nach nicht wirklich ist, aber, so zu sagen, durch ein sinnliches Machtgebot als wirklich aufgefaßt wird. Auch ist das, was wir uns lebhaft vorstellen und zugleich wünschen, für das Gefühl gewissermaßen wirklich, und um so mehr, je sicherer unsere Hoffnung ist. Solche Züge der Sprache sind höchst merkwürdig. In den Interjectionen für die auffallende Bedenklichkeit, hm hm!

hum hum! scheint mir ebenfalls eine dunkel gefühlte Nachahmung der Empfindung durch den Ton zu walten. Wie berührt uns doch auch eine Nachricht, oder ein Einwurf, wodurch jene Gefühle in uns rege werden? Nicht wahr? unser Gedankengang geräth einen Augenblick ins Stocken; der fortstrebende Begriff erdunkelt in ein dumpfes Gefühl, und vermag sich nur allmählig wieder daraus hervor zuwinden. So wird aber auch der Schall in dieser Interjection vernommen. Aus dem vocalähnlichen h verdunkelt sich der Ton ins dumpfe consonantische m, und stocket in ihm. Eben so könnte man auch in der sonderbaren Interjection des Kältegefühls, schu schu!, hu hu! eine Ähnlichkeit mit dem Gefühle erkennen. Gleichwohl scheint sie mir eher ein rein mechanischer Naturlaut zu sein, in dem sich jedoch eine Analogie wird nachweisen lassen. Wenn uns friert, so schüttelt sich unser ganzer Körper auf eine so gewaltsame Weise, daß dabei von selbst durch die mechanische Bewegung der Luft- und Stimmorgane, ein dumpfer Ton entsteht. Es zieht sich nämlich bei dieser Erschütterung der Unterleib und derjenige Theil der Brusthöhle, welcher zwischen den falschen Rippen liegt, nach oben und zurück; und indem auch das Zwergfell und die Lunge dieser Bewegung folgen, wird Luft durch die Luftröhre gedrängt, welche sich in den zitternden Wegen des Athems zu solchem Tone bildet. Da der Ton somit ein natürliches Ergebniß der, dieses Gefühl begleitenden Körperbewegung ist, so muß er freilich auch diese Bewegung selbst in sich darstellen. Und das ist wirklich der Fall. Es wird so ausgesprochen, daß auf das schließende u

eine Art zitternder Dehnung fällt, wie wenn es mehrmal in sich selbst vertönend wiederkehrte. Im Westphälischen ist ein eigenes Verbum daraus gebildet: es heißt sudern, oder schudern, und ist mit schüttern, schütteln, schaudern, horrere ꝛc. offenbar nach Stamm und Ursprunge verwandt.

§. 22.

Genug der Beispiele. Ich glaube nicht, daß noch einer mit Fug an der Wirklichkeit des behaupteten Gefühls zweifeln könne. Zugleich muß hoffentlich auch klar geworden sein, von welcher Bedeutung dieses Gefühl für die Sprachbildung war und noch ist. Jede Form, welche nicht als Mittel zur Bezeichnung einer Anschauung oder eines Begriffs gilt, muß als das Ergebniß desselben angesehen werden. Nicht die Einbildungskraft ist Erzeugerin solcher Formen; Gefühl ist es, angeborner dunkler Darstellungstrieb. Wo die Einbildungskraft Theil nehmen sollte an diesem Geschäfte, thut sie es doch immer nur unter Leitung und im Dienste dieses Gefühls. Gefühl ist Ursache aller Musik. Was von Musik in der Sprache lebt, ist Folge des Gefühls. Der Reim, wodurch die neueren Sprachen ein so eigenthümlich musikalisches Element für poetische Darstellung gewonnen, hier hat er seinen Grund. Auch die Alliteration und Annomination gehören dahin. Bei einem guten lyrischen Gedichte, so wie auch in anderen Dichtungsarten, ist Einheit des Gefühls, Einheit der erzeugenden Gemüthsstimmung Bedingung für dessen Vortrefflichkeit, ist Bedürfniß des schaffenden Dichters. Nun hat der Dichter einen Klang gefunden, der seinem Gefühle

analog ist. Er sucht ihn fest zu halten, weil er sein Gefühl fest hält; er bringt ihn daher wieder, so oft es Wohllaut und das Gesetz des Mannichfältigen im Einen zuläßt. Er bringt seinen Klang dorthin, wo derselbe am meisten hervortreten kann, wo dessen Wirkung am längsten dauert. Und wo sollte er ihn besser hinsetzen, als an's Ende der Strophe, wo die Stimme etwas einhält, wo der Begriff etwas ruht, um dem Gefühle Spielzeit zu gönnen. Dort stellen sich die gleichtönenden Laute hin, um das Gefühl von Strophe zu Strophe fort zu geleiten. Harte und weiche Reime wechseln, wie in der Musik Dur- und Molltöne; von Vers zu Vers kehrt derselbe Wechsel zurück, so daß sich der Vers zum ganzen Gedichte verhalte, wie die Strophe zum Verse. Die gleichklingenden Laute bleiben fortwährend im Ohre; sie halten das Gefühl beständig in musikalischer Stimmung; sie helfen dem Dichter, daß er sein Gefühl von der ersten bis letzten Strophe mit zureichender Klarheit und Stärke für dieselbe Stimmung fortrege; sie sind zwischen den Strophen dasjenige, was das absichtliche Zwischentreten einer vollen Musik für eine Rede ist. Wie hier die Musik eine durch Vorstellungen und Begriffe erzeugte Gemüthsstimmung angemessen weiter leiten und stärken soll, bis durch andere Vorstellungen eine neue oder dieselbe Gemüthsstimmung wieder angeregt wird: so soll auch in einem Gedichte, eine durch die Bilder und Gedanken der Strophe erzeugte Affection durch den erhöhten Gleichklang der Strophenreden angemessen weiter geleitet, verstärkt und zum Bewußtsein geführt werden. Endlich sei noch folgendes bemerkt. Das, wie mir deucht,

erwiesene Gefühl für Angemessenheit zwischen Ton und Vorstellung muß in der Sprache häufig dort als Grund für eine Form angenommen werden, wo man bisher nur den Wohllaut dafür anführte. Eine Form ist von dem derben tüchtigen Naturmenschen gewiß nie darum geändert oder gebildet, weil er bloßen Wohlklang erstrebte. Wohlklang ist ihm nichts als Angemessenheit zwischen Wort und Empfindung. Wo er diese vermissen sollte, würde ihn gewiß keiner von dem Wohlklange überreden. Nur künstelnde Redner und Dichter kennen bloßen leeren Wohlklang; und diesen suchen sie noch dazu nicht so sehr in einzelnen Formen der Wörter, als vielmehr in deren Verbindung zu Sätzen und Perioden. Man pflegt so gewöhnlich für sprachliche Formen, deren Entstehung nicht so gleich in die Augen fällt, einen euphonischen Grund anzunehmen, und glaubt damit die Sache abzuthuen. In diesen Fällen sollte man sich doch immer fragen, ob nicht ein tieferer Grund im Gefühle zu finden sei. Ueberhaupt ist sicher, daß, wenn das besprochene Gefühl einmal als wirklich erkannt ist, man auch bei aller Formenerklärung seinen Einfluß berücksichtigen müsse.

§. 23.

Aber nun ist die Frage, von welcher Art dieses Gefühl sei, wie es mit der Natur der Sinnlichkeit überhaupt zusammenhange? Es soll uns eine Ähnlichkeit zwischen hörbaren und nicht-hörbaren Formen anzeigen; wie ist dieses möglich? Was für eine Ähnlichkeit kann z. B. zwischen einem Laute und einer sichtbaren Gestalt empfunden werden?

Wir wollen sehen. — Alles, was wir mittels unserer Sinne wahrnehmen, ist etwas Subjectives, in uns und an uns befindliches, welches als Folge eines Objectiven außer uns befindlichen gelten muß. Was wir z. B. grün, blau, gelb rc. nennen, ist eine Veränderung unsers Gesichtsinnes, durch äußere Ursachen, die wir dem Lichte zuschreiben, veranlaßt. Eine nothwendige Einrichtung unserer Natur nöthigt uns aber, vor der Reflexion, dieses Subjective als etwas Objectives zu nehmen, oder vielmehr diese subjectiven Veränderungen immer ihren unbekannten Ursachen, als Eigenschaften beizulegen: z. B. den unbekannten Kräften des Lichts die verschiedenen Empfindungen, welche sie in unserm Auge veranlassen, als Farben zuzuschreiben und als Farben zu benennen. Diese Ansichten sind so nothwendige Ergebnisse eines unbefangenen Nachdenkens, daß man sie jedem zumuthen darf. Ich nehme an, daß sie unbestritten wahr sind. Was folgt dann aber daraus für unsern Zweck? Dieses:

1stens, daß die Empfindungen der verschiedenen Sinne, des Gesichts, Gehörs, Geruchs rc. etwas Übereinstimmendes haben, nämlich subjective Veränderungen derselben Sinnlichkeit zu sein.

2tens, daß sie sämmtlich den Gesetzen des Empfindens unterworfen sind und also

3tens, da nicht-hörbare Formen, so gut als hörbare zunächst bloß Veränderungen der Sinne, Empfindungen sind, dieselben in allem demjenigen übereinstimmen müssen, worin die Sinnesveränderungen als solche übereinkommen. Worin stimmen nun aber alle Sinnesveränderungen, d. h. alle Empfindungen überein? Darin, daß sie sämmtlich

unter der Form von Bewegung im Sensorium vernommen werden. Sowohl Physiologie als Psychologie nöthigen uns zu dieser Annahme: die Physiologie, weil sie lehrt, daß jeder Reiz unter irgend einer Bewegung, sei es ein Zittern, sei es ein Zucken, oder ein Zusammenziehen und Ausdehnen ꝛc. wirke; die Psychologie, weil sie uns gleichfalls, gemäß dem Selbstbewußtsein überzeugt, daß die Sinneneindrücke und Empfindungen stets mit einer gleichzeitigen Bewegung verbunden sind. Bei den sogenannten Gefühlen, als Veränderungen des Gemüthes, sind die gleichzeitigen Bewegungen dem Bewußtsein ganz offenbar, weil bei ihnen die Aufmerksamkeit nicht so sehr durch den Gegenstand abgewandt wird; bei den eigentlichen Sinnesempfindungen aber ist die Aufmerksamkeit zu sehr auf den Gegenstand gerichtet, als daß die innere Bewegung des Sinnes könnte klar wahrgenommen werden. Demnach ist also, um ins Einzelne zu gehen, jede sichtbare Form eine, unter Bewegung statt findende Veränderung im Auge, jedes Gefühlte eine unter Bewegung vor sich gehende Veränderung des Tastsinnes; so auch der Geschmack und Geruch. Von hörbaren Gegenständen versteht es sich von selbst. Worin wird also nun die von jedem Menschen dunkel gefühlte Ähnlichkeit zwischen Lauten und nicht-hörbaren Gegenständen bestehen? Darin, daß nicht-hörbare Gegenstände in dem ihnen entsprechenden Sinne unter ähnlichen Bewegungen empfunden werden, als die bezeichnenden Wörter in dem ihnen entsprechenden Sinne, nämlich dem Gehöre; daß z. B. die Empfindungen, welche wir rauh und glatt (gleiten, glacies, glaber)

nennen, unter ähnlichen Bewegungen in dem Tastsinne empfunden werden, worunter die Wörter, rauh und glatt in dem Gehöre empfunden werden; daß der Geschmack, welcher ätzend genannt wird, mit einer ähnlichen Bewegung die Nerven der Zunge berührt, als das Wort die Nerven des Gehörs; daß das Licht, welches grün genannt wird, unter einer ähnlichen Bewegung im Auge empfunden wird, als der Ton, grün im Ohre rc.

Alles dieses gilt natürlich im strengen Sinne nur von den Naturlauten und Urwörtern; von den Wörtern fertiger Sprachen aber nur in so fern, als sich die Urlaute darin erhalten haben. Ich habe zur Verdeutlichung des Gedankens die Beispiele aus einer neuern Sprache genommen, jedoch solche gewählt, die mir wohl dazu geeignet schienen. Die Sache ist klar: Wörter aus neuen Sprachen sind durch den leichtsinnigen, unbeholfenen, sinnarmen Alltagsgebrauch unserer, durch Cultur und Lebensverhältnisse verkehrten und verbildeten Welt, häufig so verwandelt, daß sie weniges oder gar nichts von ihrer ursprünglichen, sinnlichen Fülle mehr haben, der sie ihren Ursprung verdanken. Die sinnliche Armseligkeit des Volkes spiegelt sich immer in der sinnlichen Armuth seiner Sprache ab. Die eigensinnigen, beschränkten Bestrebungen der Sprachlehrer und Grammatiker haben den besseren Gang des angebornen Sprachgeistes beim Volke sehr oft gestört. Man hat an den Wörtern gemäckelt, nach unangemessenen Begriffen daran besseren wollen; man hat sich den Maßstab unkenntlich gemacht, nach welchem die Tugend der Sprachen zu beurtheilen ist: und so ist alles ins Schwanken gerathen.

Die besten Belege für unsere Behauptungen wären aus den Sprachen der Urvölker und Wilden zu entnehmen; aber wie wenig sind diese bekannt. Und so müssen wir uns denn für dergleichen Nachweisungen mit einzelnen Rudimenten alter Urklänge behelfen, welche freilich in allen Sprachen, auch den ärmsten, noch vorhanden sind.

§. 24.

Die Ähnlichkeit zwischen Lauten auch nicht-hörbaren Gegenständen ist also zunächst keine Ähnlichkeit für den Verstand, sondern für das Gefühl. Der Verstand kann dieselbe nur durch philosophische Betrachtung erkennen. Man könnte hier, gegen die Ansicht, einwenden wollen: daß die Verschiedenheit der Sprachen eine solche Ähnlichkeit auch für das Gefühl unzuläßig mache, weil es nicht möglich sei, daß dasselbe nicht-hörbare Ding Ähnlichkeit habe mit all den verschiedenen Lauten, welche dafür in den zahlreichen Sprachen vorfindlich sind. Dagegen folgendes: Abgesehen davon, daß es durch die neuesten Wortanalysen von Wüllner und andern wahrscheinlich ist, daß den Wörtern sehr verschiedener Sprachen dieselben Wurzeln zu Grunde liegen, welche, da sie dem Verstande noch kenntlich sind, auch für das Gefühl Übereinstimmung haben müssen: so darf man gar nicht einmal sagen, daß derselbe äußere Gegenstand, z. B. ein Baum auch in der hier zur Sprache kommenden Hinsicht, noch bei verschiedenen Nationen eins und dasselbe sei. Denn, weil die Sinne bei jedem Volke gemäß seiner organischen Verfassung einen etwas anderen und

abweichenden Ton haben: so muß auch der nämliche Gegenstand bei verschiedenen Völkern auf jedes Organ einen etwas verschiedenen Eindruck machen. Zeigt ja schon jeder einzelne Mensch durch die eigenthümliche Aussprache, wenigstens durch den besonderen Ton der Rede, worin er sich immer etwas von jedem anderen unterscheidet, daß er auch auf eine, wenn auch noch so wenig individuelle Weise, von den Dingen berührt werde; um wie viel mehr muß man zugeben, daß ein durch Natur und Erziehung ganz verschiedenes Volk sein Besonderes, von einem andern nur immer annährungsweise zuerfassendes in Auffassung und Ausdrückung der äußeren und inneren Welt besitze. Wir sollten uns daher nie rühmen, die Sprache eines fremden Volkes recht eigentlich erlernen zu können. Wir werden nie das Bezeichnende und Bedeutungsvolle eines fremden Wortes mit unsern heimischen Sinnen völlig empfinden können. Aber es liegt bei aller Verschiedenheit der Wortformen, wie schon oben angedeutet, doch auch fürs Gefühl so viel Übereinstimmendes darin, daß man sich wundern muß, wie eine erst neu begonnene Forschung über die gemeinschaftlichen Wurzeln in verschiedenen Sprachen so lange hat unbeachtet bleiben können. Selbst die Leichtigkeit, womit Sprachen erlernt werden, redet dafür, daß eine Übereinstimmung der Wortformen in verschiedenen Sprachen von Gefühl und Phantasie empfunden werde. Auch erlernen Leute, welche fast gar kein Gedächtniß, aber viel Phantasie und feines Gefühl haben, eine Sprache eben so leicht, wenn nicht leichter, als andere, die ein gutes Gedächtniß, ohne jene besitzen.

Die Bezeichnung der nicht-hörbaren äußeren Gegenstände ist also Ergebniß der wechselseitigen Beziehung unserer Sinne. Gesicht, Gefühl, Geschmack, Geruch und Gehör haben etwas Gemeinsames in der Art, wie sie berührt werden. Dadurch ist es möglich, daß jeder einzelnen Affection der vier ersten Sinne eine Affection des fünften Sinnes, des Gehörs entspricht, und die Empfindungen des Gesichts, Gefühls, Geschmacks und Geruchs gleichsam übersetzt werden können in Empfindungen des Gehörs. Man könnte das Gemeinsame, was den Sinnen zu Grunde liegt, den Gemeinsinn, oder allgemeine Reizempfänglichkeit nennen. Er stellt sich äußerlich als Beweglichkeit der Sinneswerkzeuge durch Eindrücke dar. Die einzelnen Sinne sind nur eigenthümliche besondere Formen dieses Gemeinsinnes, so wie die verschiedenen Farben eigenthümlich besondere Formen des Lichtes sind. Jede besondere Sinnesberührung, z. B. die des Auges, hat daher zwei Seiten, eine durchaus eigenthümliche, und eine gemeinsame. Die eigenthümliche Seite ist für das Auge Lichtempfindung, für das Ohr Tonempfindung, für den Geschmack Geschmacksempfindung ꝛc.; die ihnen gemeinsame Seite ist die Beweglichkeit durch den entsprechenden Reiz. Nach ihrer eigenthümlichen Seite sind die verschiedenen Sinnesberührungen an und für sich durchaus unvergleichbar; so daß keine Farbenempfindung, oder Geschmacksempfindung ꝛc. als solche mit einer Tonempfindung kann zusammengestellt werden. Wohl aber sind sie vergleichbar nach ihrer gemeinsamen Seite. Jede Tonempfindung, Lichtempfindung, Geschmacksempfindung ꝛc. führt eine Bewegung der sensibilen Theile des Organs

mit sich. Ist diese Bewegung bei einer Tonempfindung der Bewegung bei einer Lichtempfindung ähnlich, oder gleich, so entsprechen sich Ton- und Lichtempfindung, sind sich ähnlich, und die Tonempfindung kann als Zeichen dienen für die Lichtempfindung. Führt also z. B. die Lichtempfindung, welche wir Blitz nennen, eine ähnliche Bewegung für den Gesichtssinn mit sich, als der Laut Blitz für den Gehörsinn; so kann dieser Laut ein natürliches Zeichen sein für diese Empfindung.

§. 25.

So wie die Bezeichnung nicht-hörbarer äußerer Dinge nach dieser Ansicht das natürliche Ergebniß eines angebornen Verhältnisses der menschlichen Sinne ist: so erklärt sich auch die Verständigung durch diese Zeichen auf eine ungezwungene Art. Ich will es an einem Beispiele zeigen: Mit dem Worte Blitz wird eine Empfindung im Ohr erregt. Diese Empfindung des Gehörs führt eine Bewegung von bestimmter Form für diesen Sinn mit sich, derjenigen Bewegung ähnlich, welche durch die wirkliche Lichtempfindung im Auge bewirkt wurde. Die Einbildungskraft muß also, wenn wir diesen Wortlaut vernehmen, durch etwas veranlaßt werden, die dadurch unmittelbar bezeichnete Bewegung, welche erst mittelbar die Berührung des bestimmten Sinnes, des Gesichts bedeutet, auf diesen Sinn gleichsam anzuwenden; sie muß veranlaßt werden, mit der Bewegung, welche durch das Wort Blitz im Sensorium erregt wird, gerade eine entsprechende Lichtempfindung, nicht über eine Geschmacks- oder Geruchsempfindung zu vergleichen. Denn nach

unserer Ansicht kann dieses Wort so gut irgend eine der übrigen Sinnesempfindungen und Sinnesbewegungen nachahmen, als gerade die Gesichtsempfindung des Blitzes. Wodurch wird nun die Einbildungskraft veranlaßt, jene, durchs Wort empfundene Bewegung auf den rechten Sinn anzuwenden? Hier müssen wir offenbar die Willkühr und Erinnerungskraft des Menschen anerkennen. Der Mensch mußte sich ins Gedächtniß einprägen, für wessen Sinnesempfindung der Laut erfunden war, und durch Willkühr diese Bezeichnung fest halten. Dabei gab es jedoch auch Fälle, daß derselbe Laut wirklich für Empfindungen verschiedener Sinne gemeinschaftlich gebraucht würde. Hier mußte es dann aus der übrigen Rede selbst, jedesmal entnommen werden, auf welchen Sinn sich die Empfindung bezog. Auch die jetzigen Sprachen beweisen dieses noch: dasselbe Wort hell, wird so gut auf Töne, als auf Licht und Farben bezogen; hoch, scharf, niedrig, fein ꝛc. wird bald von Tönen, bald von sicht- und tastbaren Gegenständen gebraucht. Daß diese Wörter nicht eigentlich bildliche genannt werden dürfen, geht daraus hervor, daß man die, dadurch bezeichneten Empfindungen durchaus nicht anders zu nennen weiß, als mittels jener Wörter. Denn Wörter, die bloß bildlich bezeichnen, können stets verwechselt werden mit andern, deren Bezeichnung eine eigentliche ist.

§. 26.

In wiefern nun die sprachliche Bezeichnung nicht-hörbarer Dinge sich auf ein Wechselverhältniß der einzelnen Sinne durch einen Gemeinsinn zurück-

führt, ist es nicht uninteressant, sich daran zu erinnern, wie sehr diese Ansicht über das Verhältniß der Sinne zum Behufe der Sprachbildung, mit der allmähligen Entwicklung der Sinnesorgane im Thierreiche übereinstimmt.

Die verschiedenen Sinnesverrichtungen bilden bei den unvollkommensten Thieren ein einziges einfaches Sinnwesen: Gesicht, Geschmack, Gefühl 2c. liegen unentwickelt in einem einzigen Sinne. Dieser einfache Sinn, dieses einfache uns unempfindbare Fühlen, läßt sie die verschiedensten Eindrücke des Lichts, der Härte und Weichheit fester Körper, der chemischen Reize, des Schalls, der Wärme und Kälte 2c. wahrnehmen. Sie fühlen also das Licht, statt wir es sehen; sie fühlen den Schall, statt wir ihn hören; sie fühlen das Sauere und Bittere, statt wir es schmecken 2c.: alles vermittels ihres Gemeinsinnes. Erst allmählig entwickeln sich in der aufsteigenden Reihe der thierischen Wesen für besondere Reize auch besondere Sinneswerkzeuge: für den Reiz des Lichtes, das Auge; für den Reiz des Schalles, das Ohr; für den Reiz chemischer Mittel, Geruch und Geschmack. Und diese Entwickelung geht so allmählig und stufenweise vor sich, daß es den Naturforschern recht große Mühe gemacht hat, zu bestimmen, wo das Organ des Gesichts nicht mehr bloß fühlender Faden ist, sondern schon als ein für das Licht eigenthümlich empfängliches Werkzeug muß aufgefaßt werden. Wir haben nun bei unserer Untersuchung gefunden, daß zum Behufe der Spracherklärung, ein den besonderen Sinnen zu Grunde liegender Gemeinsinn muß angenommen werden, welcher jene mit einander verbindet und in

übereinstimmende Gemeinschaft setzt. Und so bewährt sich auch hier ein Gesetz, welches in der Metamorphose der Natur überall wiederkehrt und so äußerst merkwürdig ist. Tiefere Formen nämlich, welche sich zu höheren hinaufgestalten, erscheinen in diesen höheren stets wieder als Wurzel, als gemeinsamer Boden. Der ursprüngliche thierische Gemeinsinn, der sich erst allmählig zu den höheren Formen der eigentlichen Sinne gestaltete, erscheint in diesen höheren Sinnen wiederum als gemeinsamer Grund, als tiefere sie all umfassende und durchdringende Einheit, und bedingt dadurch eben die Möglichkeit einer natürlichen Bezeichnung der verschiedenen Sinnesberührungen durch ein und dasselbe Mittel, den Laut und dessen Bewegung.

§. 27.

Um das Verhältniß der sprachlichen Verständigung zu den Sinnen, wo möglich, in noch größerer Bestimmtheit zu zeigen, wollen wir uns einmal vorstellen, ein Wesen habe nur den einzigen Sinn des Gehörs, und sehen, wie sich seine Sprache gestalten müßte. Gesetzt, alle Reize, welche bei uns nur auf verschiedene Sinne wirken, vermöchten bei diesem Wesen sämmtlich den Sinn des Gehörs zu berühren, aber keinen andern, so daß er das Dasein der Lichtstrahlen und ihrer verschiedenen Formen, das Dasein einer riechenden Substanz, einer schmeckbaren chemischen Eigenschaft ꝛc. durchs Gehör wahrnehmen könnte. Man verschmähe es nicht, diese Annahme einen Augenblick zu machen. Die Möglichkeit derselben geht uns hier nicht an, wiewohl sich keineswegs die Unmöglichkeit dürfte zeigen

lassen. Unter diesen Umständen aber würde die ganze Sprachbildung sich auf Nachahmung zurückführen. Der Mensch könnte durch Nachahmung der Laute, unter deren Formen alle Eindrücke äußerer Gegenstände zu seiner Innenwelt gelangten, jeglichen äußeren Gegenstand bezeichnen. Auch wäre es dann möglich, die Zeichen dem Bezeichneten völlig gleichgeltend zu machen, wenn die Sprachorgane nur die dazu nöthige Biegsamkeit besäßen. Wer die größte Gewandtheit hätte, alle möglichen Laute augenblicklich durch seine Organe darzustellen, hätte die Sprache am vollkommensten in seiner Gewalt. Ein solches Wesen müßte sich aber selbst als ein mit Bewußtsein ausgestatteter Ton vorkommen, der in einem unendlichen Meere von Tönen lebte und schwämme. Alle Dinge, die auf uns durch andere Sinne, als das Gehör wirken, wären für dasselbe nicht da, hätten keine Wirklichkeit.

Hat man das Wesen der äußeren Sinnlichkeit in Beziehung zur Sprache einmal so allgemein aufgefaßt, als hier geschehen ist: so begreift man auch noch andere Möglichkeiten sinnlicher Wahrnehmungen und sprachlicher Mittheilung, die, wenn es gleich immerhin Fictionen sind, welche in Gottes großer Schöpfung nicht vorkommen, uns doch ein wirkliches Verhältniß begreiflicher machen können. So ließen sich recht gut Wesen denken, welche nur den einzigen Sinn des Gesichts besäßen. Alle Eindrücke der äußeren Welt wären bei ihnen unter die Formen von Licht und Farbe gestellt. Statt daß wir hören, riechen, schmecken und tasten, würden sie bloß sehen. Sie müßten sich selbst vorkommen, als

ein selbst bewußtes Licht, würden in ewigem Lichte leben und schwimmen. Sprachliche Mittheilung wäre bei ihnen nur dadurch möglich, daß sie irgend ein Organ besäßen, um alle Formen von Licht und Farbe zu erzeugen. Dieses Organ wäre ihnen, was uns die Sprachorgane sind, wodurch wir die mannichfaltigsten Formen des Schalles hervorzubringen wissen. Dasselbe Verhältniß ergiebt sich, wenn man annimmt, es seien Wesen möglich, die bloß irgend einen der anderen Sinne besäßen. Mittel zur inneren Vernehmung des Äußeren, welche sich von unseren Sinnen gänzlich unterscheiden, können wir nicht denken, wiewohl nicht behaupten, daß sie unmöglich seien. Denn unsere Vorstellungen sind an die uns gegebenen Formen der Sinnlichkeit gebunden. Wir können darüber nicht hinaus, so wenig als der Blinde über die Formen seiner vier Sinne in die des Gesichts hinaus zu gehen vermag.

§. 28.

Die vierte Klasse der zu bezeichnenden Gegenstände sind abgezogene Begriffe und Vorstellungen. Sie sind durch Übertragung anderwärts gewonnener Laute bezeichnet, so wie das Vorstellen dieser Dinge selbst, stets ein übertragenes, symbolisches ist. Die Thätigkeiten des Geistes und ihre Erzeugnisse, die Begriffe und Ideen werden immer unter Bildern äußerer Thätigkeiten aufgefaßt und vorgestellt. Die Etymologie der meisten hierher gehörigen Wörter zeigt dieses schon, indem sie überall auf sinnliche Elemente führt. (Wüllner, Ursp. der spr. Form. S. 12.)

Indem die Begriffe ein Allgemeineres bezeichnen, als die Vorstellungen, so ging die Übertragung so vor sich, daß das sinnlich-wahrnehmbare Merkmal und die entsprechende Bezeichnung mehr verallgemeinert wurde, wobei sie häufig ihren ursprünglichen besonderen Werth einbüßten. Noch öfter geschah es aber auch, daß eine allgemeine Vorstellung, besonders von Bewegung, auf irgend eine einzelne Art geistiger Thätigkeit, nach einem gefühlten Ähnlichkeitsverhältnisse bezogen wurde, und ihre erste allgemeine Bedeutung verlor. Durch solche ins Unendliche wiederholte Verbreitung und Zusammenziehung der ursprünglichen Bedeutung von Vorstellung und Zeichen, entstand die Menge der Wörter für Begriffe und Gedankendinge.

§. 29.

Wir haben nun gesucht aus dem Verhältnisse der äußeren und inneren Sinnlichkeit zur Natur der Sprach- und Hörorgane, die Möglichkeit zu begreifen von sprachlicher Äußerung und Verständigung. Nahe in Verbindung hiermit steht die Lehre von den Wortelementen, den Buchstaben. Sie sind aus dem vorgefundenen Sprachschatze mittels Abstraction ausgeschiedene Grundlaute, die zur Bildung aller Wörter zureichen. Der Mensch kann ein gegebenes Mannichfaltige nicht lange betrachten, ohne es für irgend einen Sinn zu zerlegen und zu ordnen, weil es ihm nur dadurch gelingt, das Objective sich subjectiv anzueignen. Denn erst nach dieser Zerlegung vermag er es, das Objective in sein geistiges Eigenthum umzuwandeln und es unter höheren Ideen zu beleben. Selbst die Gefahr, das vorliegende lebendige

Ganze durch seine Zerlegung zu tödten, ohne es wieder beleben zu können, hält ihn davon nicht ab. Auch ist es ihm eben nicht selten so damit gegangen, daß erst mühevolle Anstrengungen aufgeboten werden mußten, um in das entseelte Skelet seiner Begriffsgegenstände wieder den Hauch des ursprünglichen Lebens zu bringen Es geht damit, wie mit der organischen Ernährung und Verdauung. Auch hier muß das lebendige Ernährungsmittel erst durch den Akt der Verdauung getödtet werden, damit es der Körper in sich aufnehmen und auf seine Weise beleben könne. In keiner Wissenschaft bewährt sich dieses Loos menschlicher Bildung und Forschung so sehr, als in der Philologie. Jahrtausende sind damit vergangen, das lebenvolle Sprachgebilde zu zerlegen und zu tödten. Die Philologen waren aber kraftlose Assimilationswerkzeuge des Sprachstoffs, unvermögend, das Getödtete, Zerlegte, Zersplitterte wieder zu beleben. Erst unter den Neuesten fanden sich Männer, welche Beruf hatten, dieses wichtige Geschäft einzuleiten. Es gelang ihnen, die schon längst zu alt gewordene Tendenz der Zersplitterung des sprachlichen Stoffs hie und da zusammen, und die entgegengesetzte Richtung des Vereinens und Verbindens zu vermitteln. Wenn ich dieses in Beziehung auf die Lehre von den Buchstaben erinnere, so bin ich der Meinung, daß auch sie das Unglück gehabt haben, nachdem sie durch Abstraction aus dem lebendigen Sprachganzen herausgerissen waren, zu lange in dieser Abgesondertheit ihre ursprüngliche Beziehung zur innern Natur der Sprache zu vermissen. Kaum scheint man mehr daran zu denken, daß auch die Buchstaben Theil haben an der Wesen=

heit der durch sie gebildeten Wortlaute. Nach der oben entwickelten Ansicht über die in jedem Laute ausgedrückte sinnliche Bewegung, muß auch jeder Buchstabe als Theil des Wortlautes, eine sinnliche Bewegung nachahmen. Da sie übrigens bloß Lauttheile, oder Lautelemente sind, welche erst durch Zusammensetzung einen besondern Laut bilden: so versteht sich schon von selbst, daß die durch sie bezeichneten oder vielmehr nachgeahmten sensuellen Bewegungen keine besondere Vorstellung oder Empfindung bezeichnen, wie dieses von den Urlauten und Grundwörtern angenommen werden mußte. Sie vermögen nur solche Theile jener Bewegung nachzuahmen, welche als gemeinschaftliche Elementarformen die Ganzen dieser Bewegung zusammensetzen können. Wenn sie indeß aber auch etwas nachahmen, was keine besondere Vorstellung oder Empfindung ist, sondern im Allgemeinen, Formen von Vorstellungen und Empfindungen, mithin auch nicht durch bestimmte Worte angegeben werden kann: so ließe es sich doch vielleicht durch Beschreibung annähernd bezeichnen. Es ist dem Gefühle gar zu klar, daß z. B. die in dem Laute r ausgedrückte sensuelle Bewegungsform etwas eigenthümlich Verschiedenes von der durchs l bezeichneten hat, als daß man sich zu einem solchen Versuche nicht aufgefordert fände.

Es sind nur zwei Wege möglich, jenen Versuch zu machen. Entweder kann der vergleichende Sprachforscher die Auflösung und etymologische Deutung der sprachlichen Urlaute so weit zurückführen, bis er, wo möglich, auf buchstäbliche Elementarlaute, als allgemeine Urformen sensueller Bewegung stößt; oder man kann unter Leitung des Gefühls mittels

Vergleichung recht bezeichnender oder sogenannter nachahmender Wörter aus verschiedenen Sprachen, bei sorgfältiger Rücksicht auf die Buchstaben, welche solchen Wörtern ihre eigentliche nachahmende Kraft geben, zu bestimmen versuchen, was für eine Modification der Empfindung und Vorstellung der Laut durch den Beitritt dieses oder jenes Buchstaben annimmt. Man würde aus den verschiedensten Sprachen solcher nachahmender Wörter eine große Menge finden, so daß sehr wohl etwas herauszubringen wäre. Um nur ein Beispiel anzuführen, solche Wörter, wie frieren, knarren, schnurren, schwirren, vibrare, tremor etc. würden mir zur Bestimmung der im r liegenden sensuellen Bewegung dienen. Ich würde daraus, daß so viele Wörter, welche eine schnelle, zitternde Bewegung einer äußern Oberfläche bedeuten, das r als hauptsächlichen Grundconsonanten haben, schließen, daß in diesem Buchstaben diejenige Form sensueller Bewegung nachgeahmt sei, welche sich durch ein regelmäßiges, schnell auf einander folgendes Ab- und Zunehmen der Bewegung, wie wir es eben durch das Wort zitteren bezeichnen, von den übrigen unterscheide. Aus andern Wörtern und Naturlauten würde sich ergeben, daß im Buchstaben l mehr eine frei und leicht fließende, in s eine scharf und heftig fließende Bewegung ausgedrückt sei. Gleichwohl kann man sich nicht verhehlen, daß beide Methoden ihre fast unüberwindliche Schwierigkeit haben. Da nach der ersten die aufzufindenden Bezeichnungen stets ins Allgemeinere gehen, so läßt sich der besondere Laut zuletzt gar nicht mehr begrifflich auffassen, sondern kann nur durch das Gefühl und die Einbildungskraft ausgedeutet werden. Dadurch

aber können nur ungewisse und völlig individuelle Ergebnisse entstehen. Derselbe Uebelstand tritt auch bei der zweiten Methode ein. Auch hier läßt sich die jedesmalige Bedeutung des Lautes besser fühlen, als benennen. Es bedürfte zu diesem Geschäfte, der, welcher es übernehmen wollte, eines überaus klaren und feinen Sinnes, und doch würden seine Ergebnisse kaum auf allgemeine Faßlichkeit Anspruch machen können. Wir begnügen uns damit, die Aufgabe bezeichnet zu haben und wünschen, daß jemand, der zu ihrer Lösung Beruf fühlte, Zeit und Gelegenheit finden möchte, sich mit dieser eben so interessanten, als bildenden Arbeit zu befassen.

§. 30.

Noch sei es aber erlaubt, einen Einfall in dieser Beziehung anzuführen. Ich nenne es also, weil ich es selbst dafür halte. Da in jedem ausgesprochenen Buchstabenlaute eine Bewegung liegt, so kam ich auf den Gedanken, ob sich diese Bewegung vielleicht sichtbar darstellen ließe, in der Weise, wie Chladni es bewirkte, die mit Tönen von bestimmter Höhe und Tiefe verbundene Bewegung des klingenden Körpers darzustellen. Chladni nannte die äußerlich hervorgebrachten Zeichen, Klangfiguren. Sie sind die plastisch ausgeprägten Tonbewegungen selbst; wenigstens lassen sich diese Bewegungen daraus erkennen. Wenn es nun durch irgend ein Mittel der Mechanik möglich wäre, einer Glasscheibe, oder andern Körperoberfläche, die mit den Lauten der Buchstaben verbundenen Luftschwingungen mitzutheilen, so wäre die Möglichkeit gegeben, jene angenommene, mit jedem besondern Buchsta-

benlaute gleichzeitige Bewegung mittels Chladnischer Klangfiguren darzustellen. Es würde sich dann eine Vergleichung anstellen lassen, zwischen der durch die oben erwähnte Methode herausgefühlten Formen der sensibilen Bewegung und den durch directe Versuche gefundenen Formen der äußeren Bewegung. Es könnte nicht fehlen, daß sich daraus wichtige Aufschlüsse für Psychologie und Sprache ergäben. Wiewohl ich nun keine Mittel kenne, den angeführten Einfall zu verwirklichen, so glaube ich doch nicht, daß es rein unmöglich ist. Was sich in Absicht auf bloße Buchstaben thuen ließe, würde auch mit ganzen Wörtern angehen. Auch Wörter ließen sich vielleicht figürlich darstellen, so daß die mit ihrem Laute verbundene Bewegung klar würde, indem aus der Klangfigur die sie bedingende Bewegungsform mit ziemlicher Gewißheit entnommen werden könnte. Doch es sind nur Möglichkeiten, vielleicht sogar Unmöglichkeiten; sie mögen dahin gestellt sein.

§. 31.

Es giebt aber in Beziehung auf die durch Buchstabenlaute ausgedrückte Bewegung noch etwas, das unmittelbarer vorliegt. Es ist das Verhältniß der Vocale zu den Consonanten. Bei der flüchtigsten Betrachtung der Consonanten erhellet sofort, daß sie nur Hemmungsformen der Vocale sind. Die Vocale selbst aber sind Hemmungsformen des ursprünglichen einfachen Hauchs. Es ergiebt sich nun sogleich ein analoges Verhältniß zwischen der Entwicklung der, die inneren Bewegungen nachahmenden Lautformen und der Entwicklung der geistigen Thätigkeiten, in sofern diese unter der

Form jener Bewegungen vernommen werden. Dieses entspricht ganz der bisher entwickelten Ansicht. So wie nämlich vor allem Empfinden und Vorstellen ein einfaches unbewußtes Gemeingefühl vorhergeht, aus dem sich erst durch innerlich hervorgebrachte Hemmungen die besonderen, mit Bewußtsein begleiteten Empfindungen bilden; und so wie demnächst aus den Empfindungen, durch innerlich in ihnen hervorgebrachte Hemmung und Entgegensetzung des inneren Zustandes und des äußeren Gegenstandes, die Vorstellung und der Begriff entsteht: eben so läßt sich nachweisen, daß aus dem ursprünglichen einfachen Hauche (der als solcher noch kein Laut ist, so wie das ursprüngliche Gemeingefühl noch keine Empfindung ist) durch Hemmung sich der Consonant bilde. Daß aus dem Hauche sich Vocal und Consonant wirklich durch solche Hemmungen bilde, erfährt man leicht durch directe Versuche. Um einen Hauch hervorzubringen bedarf's bloß einer Hebung der Lunge nach vorn und oben, und einer gleichzeitigen Verengung der Brusthöhle nach vorn und unten. Damit aus dem Hauche ein Laut entstehe, der bloß Vocal ist, muß derselbe im Kehlkopfe zusammengedrückt, oder auf irgend eine Weise gehemmt werden. Je nachdem der Hemmungspunkt des Hauchs tiefer oder höher im Kehlkopfe liegt, entstehen andere Vocale. Sie folgen, wenn man vom tiefsten Hemmungspunkte anfängt und beim höchsten aufhört in folgender Ordnung: a, o, u, e, i. Um dieses zu fühlen, braucht man die Vocale nur laut auszustoßen und aufzumerken, welche Theile des Organs dabei thätig sind. Damit nun aus dem Vocale ein Consonant werde, muß

der, im Kehlkopfe gehemmte Laut auch noch vorn im Munde auf verschiedene Weise gehemmt und verändert werden. Auch dieses fühlt man beim Aussprechen eines Consonanten. Stößt man z. B. den Laut r ganz vernehmlich aus, so fühlt man deutlich eine dreifache Anstrengung der Organe: die erste geht von der Lunge aus; die zweite vom Kehlkopfe; die dritte von der Zunge aus. Somit ist der Vocal ein einmal gehemmter Hauch; der Consonant aber ein zweimal gehemmter Hauch. Die gewöhnlichen Vorstellungen von dem Verhältnisse der Consonanten zu den Vocalen, deren mir nur zwei bekannt geworden sind, sind also beide irrig. Ich finde sie bei Joh. W. Meiner, in dessen Versuche einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre. Er schreibt die eine den Abendländischen, die andere den Morgenländischen Völkern zu. Nach der ersten, der Abendländischen, behauptet man: der hörbare Ton komme allein den Vocalen zu, die Consonanten hätten an sich keinen Laut, sondern erhielten ihn erst von den Vocalen. Wie oberflächlich diese Ansicht ist, liegt am Tage; auch Meiner verwirft sie: ein Buchstabe ohne Laut, ist kein Buchstabe. Nach der zweiten, der Morgenländischen Ansicht behauptet man zwar, daß das Hörbare weder den Vocalen, noch den Consonanten zukomme, sondern beides sei nur Modification des, sowohl bei Thieren, als bei Menschen erzeugten Tones, und hat in sofern also Recht. Nun aber stellt man sich nach Meiner's Ausdeutung die Sache so vor, als wenn die Vocale bloß durch eine Anstrengung der Lunge, die Consonannten aber bloß durch Anstrengung des Mundes entständen: dieses ist offenbar falsch.

Eben so falsch ist aber auch Meiner's Ansicht, wenn er behauptet: es könne weder Vocal ohne Consonant, noch Consonant ohne Vocal ausgesprochen werden, und daß erst durch die Verbindung beider ein, als Sylbe hörbarer Laut entstände. Auch sind die alten Benennungen: Consonant und Vocal keineswegs so unbezeichnend, als er glaubt. Denn allerdings sind die Consonanten das, was in ihrem Namen ausgedrückt wird: sie tönen mit den im Kehlkopfe hervorgebrachten Lauten und durch dieselben. Keineswegs kann man sie Hülfslauter nennen, wie Meiner vorschlägt; Doppellauter könnten sie dann eher heißen, weil ein doppelter Laut in ihnen vernommen wird: einer, der im Kehlkopf gebildet wird, und somit der zu Grunde liegende Vocal ist, und ein anderer, welcher aus der im Munde bewirkten Modification jenes Vocals entsteht. Doch was liegt am Namen, wenn man sich die Sache nur richtig denkt?!

§. 32.

Es versteht sich nun von selbst, daß die Anzahl der Buchstaben, sowohl in Absicht auf Vocale als Consonanten an und für sich unendlich ist, und in der Wirklichkeit von der Biegsamkeit und Feinheit der Sprach- und Hörorgane abhängt. Je feiner die Organisation eines Volkes ist, je zartere Abstufungen in der Empfindung von ihm aufgefaßt und in der bezeichnenden Stimme von ihm ausgebildet werden können: desto mehr wird es seine Buchstaben vervielfältigen, unterscheiden und ausbilden. Merkwürdig genug finden sich im Altdeutschen eigentlich nur drei einfache Vocale (siehe Grimm): a, u, i; o und e, wovon das eine zwischen a und

u, das andere zwischen u und i liegt, wurden erst später als feinere Übergangslaute gebildet. Dabei ist gleichwohl nicht zu verkennen, daß Schriftsprache, welche sich bei jedem Volke mit fortschreitender Bildung einstellt, zum Nachtheile der Lautsprache wirkt. Der geschriebene Buchstabe, dessen Bedeutung einmal fixirt ist, fesselt den Laut und hindert die fernere Bildung und freie Entwicklung desselben, so daß wohl manche Schriftsprache ihre ungebildeten Schwestern um den Reichthum ihrer Lautformen zu beneiden hat.

§. 33.

Von den gewöhnlichen, hauptsächlich unterschiedenen Vocalen, a, o, u, e, i habe ich schon bemerkt, daß sie nach der genannten Ordnung so auf einander folgen, wie die Punkte, wo sie im Kehlkopfe vorzüglich hervorgebracht werden, von unten nach oben aufeinander folgen: a wird am tiefsten hervorgebracht, i am äußerlichsten. Es ist nun merkwürdig, daß die Vocale auch nach der Innigkeit für's Gefühl in dieser Ordnung aufeinander folgen. Die im a liegende sensuelle Bewegung ist innerlicher und ernster, als die, welche in o, u, e und i liegt. Das i enthält die äußerlichste und schärfste Bewegung. Daraus erklärt sich auch, daß sowohl im Deutschen als Griechischen die Mundarten ernster, und tiefen Gefühlen nachhängenden Völkerschaften den Laut a lieben, wenn andere, die sich verfeinerten, oder überhaupt mit ihren Sinnen nach außen gerichtet waren, das e vorzogen. Man erinnere sich nur der Dialekte im Griechischen. Auch die, früher schon erwähnte Thatsache, daß die Interjectionen der Freude helle Vocale lieben, die der

Trauer aber dunkle, muß hier bedacht werden. Die Freude strebt mit äußerem Sinne sich aus sich heraus zu setzen, hell, klar; der Schmerz vertiefet den Sinn, gräbt sich in sich selbst hinein, dumpf, dunkel. — Wie Gang und Bewegung des Gefühls, so auch die Äußerung. Dann ist es auch nicht zu übersehen, wie die Vocale bei ihrer Beweglichkeit und Wandlung, doch so bestimmte Gesetze befolgen; sie geben immer der ganzen Mundart ihre Farbe und ihren Charakter.

§. 34.

Was die Consonanten betrifft, so ist unter ihnen sehr deutlich eine Verschiedenheit wahrzunehmen, in Absicht auf einen größeren oder geringeren Grad der in ihnen liegenden Hemmung des Lautes, indem einige den Vocalen näher stehen als andere. Dieses haben auch die Alten gefühlt und gemeint, wenn sie ihre Consonanten eintheilten in Halbvocale (Semivocales) und Stumme (Mutae). Die Halbvocale l, m, n, r, s verhalten sich zu den Stummen b, g, d, p, k, t, f, (v, w, ph etc.), wie Vocale zu Consonanten, oder stehen zwischen den eigentlichen Vocalen und den Stummen in der Mitte. Auch wurden l, m, n, r Flüssige (Liquidae) genannt, um dadurch anzuzeigen, daß die, ihnen zukommende Lauthemmung keine so strenge sei, als bei den Stummen. Wie sehr der Grieche eine Verwandtschaft der Flüssigen mit den Vocalen fühlte, geht daraus hervor, daß er sie bei den Declinations- und Conjugationsformen sehr häufig gerade so gebrauchte, als wären es Vocale. Man erinnere sich nur der Verba liquida; des reduplica-

tiven Augments, bei den, mit Muta cum liquida anfangenden Verben; der Adjective und Substantive, welche eine Flüssige zum Charakter haben; der durch die Flüssige modificirten Positionslänge u. s. w. In all diesen Fällen wird die Beugungsform durch die Flüssige so modificirt, als durch einen Vocal. Nicht minder springt die Verwandtschaft des Zischlautes s mit den Vocalen in die Augen, da ja das i der Griechen bei der späteren Fortbildung der Sprache, so leicht in s überging. Auch bei den Stummen ist noch eine deutliche Abstufung größerer und geringerer Lauthemmung bemerkbar. Besonders bewirkte der Grieche durch seine Aspiration in den Buchstaben φ, χ und ϑ eine Annährung der harten Tenues an die Vocale. Die Mediä stehen zwischen beiden in der Mitte. Es ist nun ungemein schwierig, die einzelnen Consonanten nach dem Charakter, der in ihnen liegenden Lauthemmung zu bestimmen. Man hat dabei nur das Gefühl zum Leiter, was unmöglich genaue Bestimmungen geben kann. Im Allgemeinen läßt sich jedoch folgendes sagen: In den Tenues ist die Lauthemmung eine schroffe, hart abgebrochene, auf einen Punkt des Lautes gesammelte; bei den durch Mediä ist diese Schroffheit durch eine gewisse Breite gemildert. Bei den Flüssigen ist sie noch mehr auf den ganzen Laut zerdehnt und verflossen; m und n sind nur, gleichsam gedämpfte Vocale der Nase und des forderen Gaumens. In r ist eine schwankende, unentschiedene, zwischen freier Hauchung und völliger Hemmung zitternde Bewegung. In l liegt eine leichte, fließende Hemmung, ähnlich der einer fließenden Welle, die seitlich ans Ufer spült. Merk-

würdig ist der Consonant s; kaum verdient er mit Recht den Namen eines Mitlauters: er ist nur ein, bis zum Zischen zusammengedrückter, verengter Vocal.

§. 35.

Als eine, die ganze Ansicht von den Buchstaben bestätigende Bemerkung sei noch hinzugefügt, daß, wie bekannt, sowohl im Griechischen als auch im Deutschen, Consonanten, welche in ihren Eigenschaften übereinkommen, häufig mit einander verwechselt werden, ohne daß dadurch das Wort eine andere Bedeutung erhielte. Aspiraten werden mit Aspiraten, Tenues mit Tenues, Mediä mit Mediis, Liquidä mit Liquidis vertauscht, ja sogar Vocale mit Consonanten. Es bewährt sich hierdurch, daß jene, miteinander verwechselbaren Buchstaben für das Gefühl nur geringe Verschiedenheit haben, wie denn das Wesen dieser Verwandtschaft im Obigen angedeutet ist. Ferner geht daraus hervor, daß die Bedeutung der Wörter ursprünglich nicht gerade so ganz von den bestimmten, darin vorkommenden Buchstaben abhange, sondern von der, durch die Buchstaben hervorgebrachten sensuellen Bewegung, indem jene wohl miteinander vertauscht werden, wenn nur der Grundcharakter in der Bewegung des Wortes ungefährdet bleibt.

§. 36.

Wir haben oben auf eine Analogie zwischen der Entwicklung der Lautformen und der Entwicklung der, durch sie zu bezeichnenden Geistesthätigkeiten hingedeutet. Nachdem jetzt die Entwicklung der Lautformen aus einander näher angegeben ist, können wir die Wirklichkeit jener Analogie noch etwas mehr

begründen. Was dazu dienen kann ist folgendes: So lange das Kind ohne Begriffe und bestimmte Vorstellungen lebt, und noch allein der Empfindung hingegeben ist, fehlt es ihm an aller Willkühr, um die, dem Willen untergeordneten Muskularbewegungen des Mundes zu machen, wodurch allein Consonanten und ganze Wörter hervorgebracht werden können. Alle Laute, eines, seine Empfindung auf eine unbewußte Art äußerndern Kindes bestehen daher in Vocalen, welche es mittels der, dem Willen mehr entzogenen Bewegungen des Kehlkopfes hervorbringt. Erst allmählig in dem Grade, als sich Vorstellungskraft und Willkühr bei ihm entwickelt, wird aus den Vocalen Consonant und Wort. Man kann daher wohl sagen, daß der Vocal dem Gefühle, der Consonant dem Vorstellungsvermögen; so wie denn auch der Consonant, als artikulirter Laut, bloß dem Menschen eigen ist, der Vocal aber auch dem Thiere. Im Kleinen bestätigt sich das auch durch die Interjectionen, welche als Ausdrücke der Empfindung, auch zumeist bloß Vocale, oder doch nur hauchende und solche Consonanten enthalten, welche den Vocalen verwandt sind: o! ach! weh! ei! juchei! lalla! im Lateinischen, jo! hei! vae! vah! hem! phui! etc. Im Großen bestätigt es sich dadurch, daß die Sprachen derjenigen Völker, bei denen das Gefühlsvermögen vorherrscht, vocalreicher sind, als derjenigen, bei denen der scharf sondernde Verstand vorherrscht. Auch zeigt sich bei denjenigen Völkern, bei welchen Gefühl und Begriff ein wohlgeordnetes Verhältniß zu einander haben, in den Wörtern eine schöne Mischung von Vocalen und Consonanten.

Ausbildung
des äußeren und inneren Sinnes
durch den Gymnasial-Unterricht.

---

§. 1.

Die Bildung des jungen Griechen begann bekanntlich vor Allem mit Gymnastik, Musik, Zeichnen, Anhören der Redner und dem Auswendiglernen des Homer. Mochte derselbe ein Plato sein, um künftig als Philosoph zu glänzen, oder ein Epaminondas, um einst Kriegsheere zu führen; dieses waren die Anfänge seines Wissens und Wirkens. — War das nicht aber alles ein Spiel der Sinne, eine scheinbar zwecklose Beschäftigung der Leibes- und unteren Seelenkräfte? Man scheint wohl hin und wieder die Besorgniß zu hegen, daß durch die gar zu große Vorliebe unserer Zeit am Praktischen aller Sinn für ernste Studien bei Zöglingen verloren gehen möchte, und hat z. B. auch für Naturgeschichte auf Gymnasien die strengste Systematik empfohlen, wenn dieselbe Heil bringen solle. Den Griechen wäre eine solche Besorgniß sicher nie beigekommen; wie hätten sonst erste Familien, die ohne Zweifel bemüht waren aus ihren Kindern das Beste zu machen, es zulassen können, daß diese Ringen, Tanzen und Musik lernten, zeichneten und allerlei Praktisches

betrieben? Es scheint mir sogar, daß unsere erste Gymnasialbildung noch immer zu theoretisch ist, gleich anfänglich mit dem Zöglinge zu hoch hinaus will und die naturgemäße Entwickelung desselben überhüpft. Ich werde in dieser Hinsicht meine Gründe vorführen, und bei Darlegung der Mittel, jenem Übelstande (wenn sich ein solcher ergeben sollte) abzuhelfen, auf den naturwissenschaftlichen Unterricht kommen und dessen zweckmäßigste Methode und wohlthätigen Einfluß auf harmonische Bildung nachzuweisen suchen. Zunächst jedoch etwas über unterrichtliche Methode im Allgemeinen.

Alle unterrichtende und erziehende Mittheilung ist ihrer Natur nach rein objectiv. Der Gedanke, das Gefühl und der Entschluß lassen sich an und für sich niemals mittheilen. Sie sind die unsichtbaren geheimnißvollen Blüthen der von unserm Geiste empfangenen Eindrücke und Bilder und lassen sich eben so wenig verpflanzen als Blumen, welche man von ihrem Stengel brach. Der auswärts empfangene Gedanke, den nicht dieselben objectiven Eindrücke in uns erzeugten, welche ihm sein erstes Dasein gaben, ist eine leblose Type ohne anregende Kraft und Wirksamkeit. Man sagt wohl: der Dichter wird geboren und zum Philosophen wird keiner erzogen. Wem die glückliche Empfänglichkeit auch für die zartesten Eindrücke von innen und außen und die leichte Beweglichkeit der Seelenkräfte zu bildender Aufgeregtheit mangelt, ist zu beidem gleich untauglich. Aber eben so ist es mit dem einzelnen Gedanken. Auch der Gedanke wird geboren, und wer ihn nicht aus sich erzeugte, der hat ihn nicht und kann ihn nicht haben. Wie unbestritten indeß

auch diese Thatsache wahr ist, so zeigt doch die Erziehung durch Unterricht noch häufig, daß man von der Wahrheit derselben nicht tief genug durchdrungen ist, oder sie auf Augenblicke vergessen hat. Lehrer der Grammatik stellen noch wohl ihre Regeln so trocken dahin und hängen einige Beispiele zur Erläuterung an; Mathematiker setzen noch häufig ihren Satz oben an und demonstriren nun dessen Wirklichkeit und andere in andern Wissenschaften thuen dasselbe. Es ist dieses der Dogmatismus des Unterrichts und nicht minder gefährlich und widernatürlich als dieselbe Methode in der Philosophie. Denn nicht genug, daß die Gedanken, welche der Zögling bei dieser Methode allenfalls gewinnt, keine lebendige Wirksamkeit erweisen, sie müssen noch dazu schädlich sein. Es ist ja ein Aufdrängen fertiger Begriffe und Gedankenresultate und somit ein Eingreifen in die individuelle Entwicklung einer menschlichen Natur. Man bietet dieser etwas als fertig dar, was sie sich erst bilden muß. Die Gedanken sind das Blut der Seele, die Erfahrungen ihre Nahrung. So wie man nun dem Körper kein fertiges Blut zutheilt, sondern blos Nahrungsstoff, woraus er sich dasselbe bereiten mag, so dürften auch dem Geiste nur Erfahrungen mitgetheilt werden, woraus er sich seine Gedanken bilde. Es muß dieses um so mehr einleuchten, wenn man bedenkt, daß bei jedem Menschen ein bestimmtes Naturverhältniß obwaltet zwischen dem Erfahrenen und dem Gedanken. Der eine bedarf einer großen Reihe mannigfacher Thatsachen und ihrer wiederholten Betrachtung, bis er zu wenigen Gedanken kommt; ein anderer eilt mit seinem Geiste stets voraus

und denkt Alles bei Allem. Jedem aber sind so viele Begriffe und allgemeine Gedanken nützlich und gemäß, als er sich selbst bildet; nicht mehr und nicht weniger. Alle Zufuhr von außen stört das angeborne Verhältniß zwischen Erfahrenem und Gedachtem. Dem Gedankenlosen bringt sie entweder leere Worte, die sein Gedächtniß nur eine Zeit lang beschweren, oder wird ihm Anlaß zu grundlosen Folgerungen und Irrthümern; für den Selbstdenkenden aber ist sie überflüßig und eitel oder seiner natürlichen Eigenthümlichkeit zuwider und lenkt auf Abwege, die er später wieder verlassen wird. Denn dieser wird seinen, ihm von der Natur angewiesenen Weg gehen, er mag sich stellen, wie er will. Ich behaupte daher, jeder Unterricht, welcher außer den Thatsachen, aus denen durch Induction oder Analogieschlüsse die allgemeinen Begriffe und Gedanken, Regeln und Gesetze folgen, auch noch diese mittheilen will und ihre Bildung dem Zöglinge nicht vielmehr selbst überläßt, muß immer schädlich sein: er stört ein von der Natur geheiligtes Seelenverhältniß und gefährdet die harmonische Entwicklung der Geisteskräfte.

§. 2.

Der objective Unterricht begnügt sich damit, dem Schüler die, seinem Alter angemessenen Erfahrungen alle rein und klar vorzulegen. Die ganze Welt des Vergangenen und Gegenwärtigen, die innere und äußere Natur werde vor seinen Blicken ausgebreitet, aber mit der ernsten und unerläßlichen Sorge, daß er jedes objectiv treu auffasse. Man entfalte die Objecte vor dem inneren oder äußeren Sinne

und lasse ihn so lange hinsehen, bis er zu Urtheile kommt. Gelingt es ihm desungeachtet nicht, nun so ist es doch besser, daß derselbe kein Urtheil hat, als daß er sich in ein fremdes hineinplagt. Erst nachdem der Schüler selbst gedacht hat, kann man ihm die Gedanken eines anderen als etwas Historisches mittheilen, mit dessen Prüfung ihm überlassen bleibt, sich demselben anzuschließen oder nicht.

§. 3.

Derjenige Lehrer, welcher es nun am besten versteht, Thatsachen so mitzutheilen, als der Schüler sie am natürlichsten ohne ihn erfahren möchte, ist der beste. Ist seine Wissenschaft von der Art, daß es hauptsächlich auf die Bereicherung des Urtheils ankommt, so hat er die Pflicht bei Vorführung einer Thatsachenmenge so lange zu verweilen, bis der Schüler von selbst zu all den Urtheilen gekommen ist, welche er aus jenen Thatsachen füglich schöpfen kann. Um hierin aber den rechten Weg zu treffen, stelle er sich vor: welche Erscheinungen und Thatsachen z. B. der Sprachforscher sich habe vor Augen stellen müssen, um alsbald und auf die leichteste Weise zur Erkenntniß all der grammatikalischen Regeln gelangen zu können, die erst allmählig in Jahrhunderten mit vieler Mühe gewonnen sind. Diese Erscheinungen und Thatsachen führe er in dieser Ordnung dem Geiste seiner Schüler vor, und lasse sie nun selbst die Regeln bilden. Welche Phänomene, so frage sich der Lehrer der Physik, hätte der Naturforscher kennen, in welcher Ordnung und Weise sie in Betrachtung ziehen müssen, um ein bestimmtes Naturgesetz sogleich einzusehen? — Diese

Phänomene, in dieser Ordnung und Weise führe er dem Schüler vor, so deutlich, so nachdrücklich, bis demselben jenes Gesetz unvermeidlich in die Augen springt. So mache es der Mathematiker, der Psycholog ꝛc. und ihr Unterricht ist eine fruchtbare Aussaat neuer erregender Gedanken im Geiste des Jünglings. Alle fremden Gedankenresultate mögen wegbleiben, so daß Alles, was der junge Mensch in sich trägt und hegt, sein wohlerworbenes Eigenthum ist.

§. 4.

In der Mathematik und ähnlichen Wissenschaften ist der Nachtheil, welcher aus der entgegengesetzten Methode erwächst, noch am unschuldigsten. Ungleich schlimmer verhält es sich beim Unterricht in Wahrheiten, die das Gemüth ansprechen. Wird der Zögling hierbei an Dogmatismus verwöhnt; so wird er auch in der Folge bei eigenem Denken so verfahren und nie ganz unbefangen zu Werke gehen. Er wird gerade so, wie man ihm beim Unterricht einen beliebten Satz beizubringen suchte, durch angehängte Gründe beweisend, so auch in der Folge nur immer darauf ausgehen, gewisse Lieblingsmeinungen dogmatisch hinzustellen und den Beweis als etwas Beiläufiges folgen lassen. Es bildet sich auf diesem Wege für die Wissenschaft Hypothesensucht und für das Leben Rechthaberei. Es reizt, was Unerhörtes zu sagen, oder man will etwas gerne wahr haben, weil es gewissen Neigungen zusagt; nun kommt es nicht so genau auf objective Gründe an: Wahres und Falsches wird herbeigezogen, nicht eigentlich um damit zu beweisen, sondern nur um

etwas für sich sagen zu können; denn im Grunde genommen ist die Sache für uns abgemacht. Solche Denker verfahren auf dem Gebiete des Wissens immer offensiv wie Eroberer, ohne sich viel um die Rechtmäßigkeit der Behauptung zu kümmern. Der treue redliche Denker verfährt nur defensiv und ist mit dem kleinsten Besitze zufrieden, wenn er die Einfälle des Irrthums abzuhalten weiß. Durch jene dogmatische oder offensive Denkmethode, wenn sie zur Gewohnheit oder Haltung wird, geht nun zuletzt alles stille Wahrheitsgefühl verloren. Man gewöhnt sich daran, gleichsam erst den Schluß zu machen und dann die Prämissen zu suchen, erst zu sprechen und dann zu denken (denn Schließen und Denken ist gleich). So schnell man aber in dieser Verfassung sich den eigenen Einfällen als unmittelbaren Gewißheiten überläßt, eben so bereit fühlt man sich, jedem neuen Gedanken eines anderen beizutreten, und läßt Gründe Gründe sein.

§. 5.

Man hat viel von einer unmittelbaren göttlichen Erziehung der ersten Menschen gesprochen. Die Worte im menschlichen Sinne genommen, haben ihre gute Bedeutung. Allerdings, eine Erziehung, welche glücklich organisirte Menschen in einer paradiesisch reichen Gegend, ganz der Weisung ihrer ungetrübt reinen Natur überlassen, gewannen, mußte eine göttliche sein. In einer Lage, worin sie an kein leibliches Bedürfniß erinnert wurden (ohne diese wird freilich Alles dergleichen undenkbar), mit dem klarsten Selbstbewußtsein ausgestattet, fanden sie in sich selbst die ganze Regel ihres Lebens aus-

gesprochen, und durften nur glücklich sein wollen, um zu allem Vortrefflichen gelangen zu können. Sie bildeten sich an der Natur hinauf, ursprünglich göttlich. In so fern nun Nachgeborne nothwendig ihre Bildung auf einem schon angelegten Grunde beginnen mußten, hat jede folgende Erziehung, wiewohl sie ihre Zöglinge theoretisch weiter brachte, doch praktisch nur unsicherer werden können. Schon allein wegen der Sprache, bei deren Bildung jeder Nachgeborne die ererbten Anfänge nur weiter fort bilden mochte, erhielt die Erziehung fortwährend einen mehr menschlichen Charakter. Denn mit jedem Worte, was dem Kinde vorgesagt wird, empfängt dasselbe einen schon fertigen Begriff, dessen bestimmte individuell menschliche Färbung ihm aufgedrängt wird. Entspricht diese der angebornen Eigenthümlichkeit desselben, so mag sie förderlich sein, im andern Falle wirkt sie hemmend und störend.

§. 6.

Es ist gleichwohl bei der bestehenden Ordnung der Dinge, so gut in der allerersten als späteren Erziehung unmöglich, völlig objectiv zu verfahren; allein immer ist es doch gut, den idealen Standpunkt vor Augen zu haben, dem wir uns in der Wirklichkeit so viel als möglich nähern sollen. Übrigens scheint mir aus Gesagtem hinlänglich hervorzugehen: daß der erziehende Unterricht um so sicherer, angemessener, wirksamer, ursprünglicher und göttlicher sei, je mehr er sich auf die objective Erweiterung des Erfahrungskreises der Zöglinge beschränkt, mit vorläufiger Ausschließung aller fremden Gedankenresultate. Ich rechne aber alles, was der Mensch

durch seine äußeren und inneren Sinne unmittelbar oder mittelbar als Thatsächliches wahrnehmen kann, zur Erfahrung: Natur, Sprachen, Sitten und Thaten der Völker aus Vor- und Mitwelt, Thatsachen des Bewußtseins für Mathematik und Philosophie ꝛc. Die Art, wie der Zögling das Einzelne des Materials am leichtesten erfährt, auffaßt und festhält, die Ordnung, in welcher derselbe sich aus den Erfahrungen die Regeln und Gesetze am leichtesten bilden kann, bedingt dasjenige, was man systematische Ordnung nennen mag. Daß diese systematische Ordnung sich gleichwohl sehr von demjenigen unterscheide, was man gewöhnlich in wissenschaftlichen Büchern so nennet, ist für sich klar. So viel indeß über den Inhalt der unterrichtlichen Erziehung als solcher.

§. 7.

Eine zweite Eigenschaft derselben, mehr zur Form gehörig, ist nicht minder wichtig. Sie bezieht sich auf die Wahl, Folge und Ordnung der einzelnen Unterrichtsgegenstände. Die Gegenstände müssen der Lebens- und Bildungsstufe, worauf der Zögling steht, angemessen sein. Jede Lebensstufe des Menschen aber ertheilt seinem Geiste einen eigenthümlichen Charakter. — Der Knabe spielt gerne, will körperlich, sinnlich beschäftigt sein und freuet sich, wenn es zu sehen, zu hören, zu tasten gibt; er hat in solchen Dingen ein gutes Gedächtniß; aber Denken ist ihm zuwider, er nennt es Kopfbrechen. Den Jüngling ekelt das Spiel schon, gleichwohl ist er zum abstracten Denken wenig aufgelegt; er findet sich am behaglichsten bei dem, was seine Einbildungskraft

und sein Gemüth anspricht; solcher Dinge erinnert er sich auch am leichtesten. Wenn er fühlend denkt und denkend fühlt, so ist er in seinem Elemente. Der reifere Mann findet das schon tändelhaft. Diesem muß sich alles zu Begriffe stellen, unter Ideen fügen; es herrscht militärische Strenge in seinem Geiste; was er nicht begreifen kann, möchte er nicht wissen. Das Knaben=, Jünglings= und Mannesalter stehen also in dem Verhältnisse zu einander, wie Sinnlichkeit, Gemüth und Geist. Im Knabenalter werden die leiblichen und geistigen Kräfte und Organe entwickelt zu unentschiedener aber gränzenloser Bestimmbarkeit. Die Thätigkeit dieses Alters ist nur um ihrer selbst willen da, in so fern sie Basis wird für alle folgende Cultur und erscheint als Spieltrieb. Derselbe darf nicht unterdrückt oder gehemmt, wohl aber zum Angemessensten und Nützlichsten gelenkt werden.

Wie sich aus der Anschauung die mit Bewußtsein verknüpfte Vorstellung bildet, so entfaltet sich aus der Sinnlichkeit des Knabenalters die Gemüthswelt der Jugend. Jünglingsgeist ohne zum Grunde liegende Knabensinnlichkeit ist wie Vorstellung ohne ursprüngliche Anschauung. Vorstellung ohne frühere Anschauung ist Form ohne Inhalt.

Die Seelenkräfte, die sich im Knaben als blos empfangende Organe zu höchster Empfänglichkeit übten und schärften, kehren im Jünglinge auf sich selbst zurück und erscheinen als productive Thätigkeiten. Aus der äußeren Anschauung wird innere bildende Immagination; aus dem sinnlichen Scharfblick geistige Unterscheidungskraft, aus der leichten Association der Anschauungen und Bilder wird

leichte Association der Vorstellungen und Begriffe d. h. der bewegliche Witz. Der Mensch ist hiermit gewissermaßen vollendet; nur mangelt noch die philosophische Selbstanschauung. Die Thätigkeiten wirken noch erst zusammen, als organische Lebenskräfte ohne eigentliche Selbstbeziehung. Die Jugend ist productive Begeisterung des Lebens; es fehlt ihr, wie dem bildenden Dichter an dem Bewußtsein ihrer eigenen Regeln. Dieser schreibt das Schöne, was er schafft, einem Gotte zu, der ihn begeistert. Sophokles sagt vom Aeschylus, daß er das Rechte treffe, ohne es selbst zu wissen, und dasselbe gilt von den höchsten Genien aller Zeit. Was vom Künstler gilt in dem Momente schöpferischer Aufgeregtheit, läßt sich von der ganzen Zeit des ersten Jugendlebens sagen. Es ist eine unvergeßlich schöne Zeit. Die Welt ist noch so weit und so groß; alle Eindrücke sind noch so neu und frisch und überschwenglich; das Gemüth so voll und so süß geheimnißvoll bewegt! — Alles ringt nach Gestaltung, nach Farbe, Ton und Begriff. Jedes geistige Bild will sich ergreifen, sich erblicken, sich fixiren, aber verliert sich wieder wie im Traume. So ist es in der Seele des erwachenden Jünglings: Alles ist groß und herrlich, aber es verschwimmt in einer unendlichen lieblichen Dämmerung. — Sind nicht auch die Dichtungen und Philosophien aller jugendlichen Völker so? —

Erst im reiferen Jugendalter strahlt klareres Selbstbewußtsein in diese vielbewegte Gemüthswelt des Jünglings. Der Mann gelangt zum Bewußtsein der Regeln seines geistigen Lebens und erkennt sie als höchste Ideen. Indem er selbstbewußt danach

handelt, wird er frei und das Ebenbild Gottes auf Erden.

Auf jeder dieser Lebensstufen nun sucht die Natur des Menschen ihrer Thätigkeitsweise angemessene Objecte. Im Knabenalter für sinnliche Anschauung, Gedächtniß und körperliche Beschäftigung; im Jünglingsalter für Phantasie und Gemüth; in reiferer Jugend für Abstraction und Philosophie. Die gute Erziehung soll nichts anders thuen als der Natur dasjenige auf bequeme Weise darbieten, was sie sucht und bedarf. Denn nur in diesem können sich die Kräfte leicht entfalten, in fremden Elementen werden sie verkümmern. Einer gutgearteten reichen Natur wird dadurch alles zum Spiel, und spielend erreicht sie das Höchste.

§. 8.

Erinnern wir uns nun wieder der obigen Gedanken, so haben wir als wesentliche Eigenschaften eines guten erziehenden Unterrichts diese zwei erkannt: Objectivität und Angemessenheit. Eine Erziehung, welche die Cultivirung des ganzen Menschenlebens übernimmt, muß beide Erfordernisse auf das Gewissenhafteste erfüllen. Von solcher Art ist ungefähr die Gymnasialbildung. Diese soll den ganzen Menschen bis zu seiner vollen geistigen Mündigkeit erziehen.

Aus den früheren Andeutungen über geistige Evolution, in Verbindung mit den zwei Erfordernissen jedes erziehenden Unterrichts, ließe sich die Idee eines Gymnasiums mit seiner ganzen Einrichtung construiren. Man kann jedoch zu diesem Behufe auch mehr historisch zu Werke gehen. Da

der einzelne Mensch und der Genius eines Volks sich aus dem Zustande der Kindheit zur höchst möglichen Cultur durch dieselben Lebensstufen hinaufbildet; so läßt sich vorstellen, daß man ein Gymnasium als den Versuch betrachten kann, die mannigfaltigen Übungen, durch welche ein Volk in Jahrhunderten seine Vollendung erstrebte, zum Behuf der Ausbildung weniger Individuen in den engen Raum ihrer Entwicklungsjahre zusammen zu drängen; so daß die Gymnasien verjüngte Nachbilder des vollendeten großen Ganges einer höchsten Volkscultur wären. Wenn man daher die Culturgeschichte eines Volkes betrachtete, das die ganze Aufgabe menschlicher Bildung möglichst weit gelöset; so hätten wir daran ein Schema für den naturgemäßen Gang der möglichen Cultivirung jedes einzelnen Menschen. Für ein solches Volk aber dürfte das griechische gelten, und folglich für ein solches Schema ihre Cultur- und Literaturgeschichte. Dieselbe ist die vollkommenste, welche es giebt und umfaßt alle Momente der genetischen Entwicklung eines reichen hochbegabten Menschengeschlechts. Mit objectiver Auffassung und anschaulicher Ausmalung der äußeren Welt fängt ihre Literatur an, und bildet diese bis zur Vollendung aus. Das Resultat derselben ist das Homerische Epos und der ganze epische Cyclus, die Geschichte ꝛc. Wie sehr auch das Gedächtniß entwickelt wurde, zeigt das Rhapsodiren der Homerischen Gesänge. Der griechische Genius ist hier im Knabenalter und ergötzt sich an Mährchen und im Nacherzählen fern geschehener Dinge. Aber bald wird die eigene Bildekraft der subjectiven Thätigkeit rege; es erwacht die Crise zwischen der ruhigen sinnlichen Auffassung

Bayerische
Staatsbibliothek
München

und der inneren philosophischen Behandlung des Aufgefaßten, die lyrische Poesie. Man könnte sie die Bewunderung nennen, womit alle Philosophie den Anfang nimmt. Die Ausbildung der Phantasie als productiver Kraft ist Grund und Folge derselben; sie entspricht dem feuerigen Jünglingsalter. Alcäus, Sappho, Pindar ꝛc. sind die Repräsentanten jener Periode. Allmählig indeß sammelt sich der bewegte Geist aus der lyrischen Unordnung zur philosophischen Ruhe und Reflexion. Aus dem stürmischen Hymnus entsteht ein unterweisendes Lehrgedicht. Der Verstand und die Vernunft gewinnen ihre Rechte; Philosophie nimmt ernsten Anfang. Zugleich erwacht der Wille als praktische Kraft des Handelns nach der Norm höherer Vernunft und Gefühls. Das literarische Abbild desselben ist das Drama, aus der Synthese lyrischer, epischer und philosophischer Elemente entspringend. Das Zeitalter des Perikles repräsentirt diese Stufe der schönen Mündigkeit des hellenischen Volkes.

Um diesen natürlichen Gang der Entwickelung des hellenischen Geistes nun bei Ausbildung unserer Jugend nachzuahmen, könnten für die wissenschaftlichen und künstlerischen Productionen, in denen sich der Grieche, während seiner verschiedenen Entwickelungsperioden übte, entsprechende Gegenstände substituirt werden, worin sich der Schüler während seiner jugendlichen Entfaltung übe, und man wäre sicher, keine Mißgriffe zu thuen.

§. 9.

Man erkennt leicht, daß sich aus dieser historisch philosophischen Betrachtungsweise dieselben

Gegenstände als Objecte des Gymnasialunterrichts ergeben würden, als gemäß der psychologischen. Sieht man dabei auf die wirkliche Einrichtung unserer Anstalten; so ist recht merkwürdig: daß in der That fast Alles so geordnet ist, als es nach diesen Ideen angeordnet werden müßte. Wir wollen jedoch den wirklichen Zustand der Gymnasialbildung mit diesen Ideen zusammenhalten, um jenen an diesen zu messen, und diese an jenem zu prüfen.

Es fragt sich also:

1. ist unser Gymnasialunterricht objectiv, in dem oben entwickelten Sinne?

Ich will nur auf die Handbücher hindeuten. Wie viele giebt es deren wohl, die nicht viel mehr ein kurzes Compendium der Wissenschaft sind, als das, was sie sein sollen, d. i. Darbietung des Stoffes in solcher Ordnung, daß der Schüler auf die leichteste Weise selbst in den Besitz des Wissenschaftlichen desselben komme? — Freilich ist es weit leichter eine Wissenschaft systematisch darzustellen, als ein solches wissenschaftlich unterrichtendes Buch zu schreiben. Auch kann nur der mündliche Unterricht jene Objectivität völlig angemessen und wirksam handhaben. Denn nur hierbei läßt es sich durch Fragen genau ausmitteln und abmessen, wie viele Thatsachen und in welcher Ordnung nach dem individuellen Bedürfnisse der Schüler vorgelegt werden müssen, damit diese zur Erkenntniß des Gesetzmäßigen von selbst gelangen. Am meisten hat sich der mathematische Unterricht dieser Objectivität genähert durch die heuristische Methode, welcher die besseren Lehrer zugethan sind. Ob und wie weit man auch in andern Unterrichtsgegenständen, als der Grammatik,

der Psychologie, Physik ꝛc. allmählig das Bessere ergreifen werde, hängt allerdings von der Überzeugung der Lehrer selbst ab. Man hat die Sache am leichten Ende gefaßt, und davon läßt man sich schwerlich verdrängen. Gleichwohl bin ich fest überzeugt, daß die Erziehung und wissenschaftliche Cultur auf jene Weise unendlich gewinnen müßte. Wenn erst das Schwerste, Abfassung möglichst guter Handbücher, geleistet und augenfällige Probe des guten Erfolgs in die Wirklichkeit gesetzt wäre: so würde man Beifall geben. Beides jedoch bleibt der Zukunft anheim gestellt.

§. 11.

2. Fragt sich: sind die Unterrichtsgegenstände den Lebens= und jedesmaligen Bildungsstufen der Zöglinge angemessen, und hat jede Stufe ihre passenden Unterrichtsgegenstände?

Zur Bequemlichkeit der Untersuchung wollen wir mit der letzten Stufe, worauf die reifsten Jünglinge stehen, beginnen. Die reiferen Schüler beschäftigen sich bei fortwährendem Studium der Alten mit Mathematik, Physik, Psychologie, Logik, der allgemeinen Weltgeschichte und philosophischer Grammatik. Offenbar Gegenstände für den Geist. Verstand, Vernunft und sämmtliche höhere Seelenkräfte haben dabei die schönste Thätigkeit. Dieselbe ist diesem Alter angemessen und müßte bei gut angelegter Grundbildung die besten Früchte bringen.

Den mittleren Klassen sind mehrentheils Geometrie, alte und neue Poesie, specielle Geschichte, darstellende Aufsätze, Geographie und Grammatik angewiesen. — Die Gegenstände zeigen durch ihre

Namen an, welchen Geisteskräften sie entsprechen, was sie wirken. Den Gemüthskräften, der Phantasie und Darstellungsgabe sagen sie zu. Die Grammatik dient zur leichten Weckung des Verstandes und die beste wendet sich ebenfalls an die innere Anschauung. Alles in der Ordnung.

Auf der höchsten und mittleren Stufe haben die Zöglinge also die ihrem Alter angemessene Beschäftigung. Wenn nun auch vorausgesetzt werden kann, daß ihr Geist die ihrem Alter angemessene Bildung hat: so stehen Beschäftigung und Bildung in gutem Verhältniß und man kann sich den besten Erfolg versprechen. Was ist es aber für eine Bildung, welche auf der mittleren Stufe vorausgesetzt wird? Da man die innere Anschauung, Einbildungskraft, so wie das Gemüth in Anspruch nimmt, so wird diejenige Bildung vorausgesetzt, durch welche die Cultur der inneren Anschauung, der Einbildungskraft und des Gemüthes erst möglich und wirklich wird. Wodurch wird aber gute innere Anschauung, gute innere Sinnlichkeit, wohlgeordnete Imagination und Gemüthsthätigkeit möglich und wirklich? Zugestandener Weise durch gute äußere Anschauung, durch gute äußere Sinnlichkeit. Also wird auf den mittleren Bildungsstufen diese vorausgesetzt. Gesetzt nun aber, sie würden vorausgesetzt und wären nicht da, was folgte dann? Wenn der junge Mensch nicht gelernt hätte mit seinen Augen scharf zu sehen und wohl zu unterscheiden, nicht geübt wäre mit seinen Ohren fein zu hören und genau zu empfinden; was würde er auch dann noch weiter nicht einmal lernen können? Er würde dann auch mit seinen geistigen Augen und Ohren mit seiner Einbildungskraft nicht scharf,

fein und genau sehen und hören können. Die Plastik des Alterthums in Wort und Form, die Harmonie ihrer Sprache in Prosa und Poesie würde für ihn nichts sein als eine leere Einbildung der Philologen. Die Geometrie würde ihm schwer fallen, Geschichte wenig behagen. Wenn er aber nicht zur Erkenntniß der eigentlichen Schönheit alter Literatur und Kunst, nicht zum klaren Verständniß der Geometrie, nicht zum lebendigen Interesse an Geschichte ꝛc. gekommen wäre! so würde er noch weniger zur Erkenntniß, zum Verständniß und Interesse an Philosophie, höherer Mathematik, allgemeiner Weltgeschichte, philosophischer Grammatik ꝛc. gelangen. Eben so wenig würde er auch einen guten Aufsatz machen können. Denn wer etwas klar und lebendig darstellen will, der muß es auch klar und lebendig anschauen. Es müssen sich im Geiste des Darstellenden die Begriffe wieder verkörpern, und das Leben der einzelnen Vorstellungen annehmen, wenn sie eindringlich sollen nach außen treten. Die Ideen haben, wie die Flamme, einen Brennpunkt ihrer größten Wirksamkeit, womit sie scharf zünden. Wer diesen Brennpunkt nicht wahrnimmt und ihn versteht nach außen zu kehren, giebt entweder nur gleichsam den Rauch der Flamme, oder den Brennstoff, der aber noch nicht brennt. Im ersten Falle wird der Stil schwülstig statt lebendig, im zweiten Falle trocken und weitschweifig statt deutlich. Wem es an der inneren klaren und kräftigen Anschauung fehlt, der muß sich stets in den einen oder anderen dieser Fehler verirren.

Wozu würde nun aber, wenn wir aufs fernere Leben und Wirken sehen wollen, der junge Mensch

bei einem gewöhnlichen Talente so recht eigentlich taugen? Müßte er nicht höchst mittelmäßig werden in Allem?

§. 12.

Bei vorzüglichen Anlagen würde sich zwar die gehemmte Natur wieder Weg bahnen und die angeborene Kraft behaupten; denn ein immer nachfließender Strom läßt sich nicht aufhalten. Aber in der Regel ist es ein Seitenweg, auf dem dieselbe ins Freie tritt. Gute Talente verlieren nämlich, wenn der erste sinnliche Grund nicht wohl gelegt ist, in den nächsten Stufen der Bildung ihre Energie und lassen sich von den mittelmäßigen kaum unterscheiden. In der Folge aber, sobald die höheren Seelenkräfte zur Reife kommen, zeigen sie durch die Größe ihrer Mißgestalt, was sie hätten werden können.

Die höheren Seelenkräfte, innere Anschauung, Imagination, Tiefe des Gemüthes und eine Art von Vernunft verleiten nun eben dadurch, daß die gesunde Basis, der treue objective Sinn mangelt, zu wilder unbändiger Ausschweifung. Und so werden die höchsten Gaben der menschlichen Natur, die zu allem Schönen und Göttlichen die Wurzel tragen, oft Ursachen von der trauerigsten Abnormität. Kränkelndes Empfindeln, Schwärmerei, Mysticismus, Melancholie, alle Arten von Ueberspannung bis zum Wahnsinne können sich daraus erzeugen. Fehlt es aber einmal an jener gesunden Basis für das Höhere; so vermögen selbst strenge Wissenschaften, als Mathematik ꝛc., keine Ordnung in dem Geiste wieder zu bewirken. Denn es ist häufig nichts weniger als der Mangel an klarem Verstande die Ursache solcher

Abwege, nur sind der objective Sinn und die unteren Seelenvermögen zu unbeschäftigt, um den Schwung der höheren zu lenken und vor Überspannung zu sichern. Man sagt wohl: die größten Genies und die größten Narren entspringen aus denselben Naturanlagen. — Es mag wahr sein, so wie es auch wahr ist, daß die stärkste und üppigste leibliche Gesundheit und die furchtbarste und schärfste Krankheit aus einerlei Körperzustande erwachsen. Aber eben so wahr ist es, daß beide Übel ihren Grund in der Mißrichtung der angebornen Kräfte haben und beide Güter nur durch deren naturgemäße Entwicklung zu gewinnen sind. Da aber die Natur, ohne hemmende verleitende Einflüsse von außen, sich nothwendig natürlich d. i. gut entwickelt; so hat jede Mißrichtung in der fremden Auferziehung und Erziehung ihren Grund. — Als der Mensch den Menschen der Naturpflege entnahm, um ihn selbst mit Bewußtsein und nach Ideen aufzubilden: da übernahm er eine übermenschliche Verantwortlichkeit, die sich nur ein Gott auf seine Schultern laden sollte. Er wollte selbst die Natur, eine bewußte mit Freiheit wirkende Natur sein und die heiligsten und zartesten Normen ihres Schaffens und Bildens in dem Höchsten, was sie werden ließ, in ihrem Liebling, dem Menschen, vertreten. Weil er sie aber nicht kannte: so vermaß er sich mit den ewigen Naturgesetzen zu spielen, wie mit einer beweglichen Tagesmode. Aber es war nothwendig und den Menschen trifft nur, wenn es eine Schuld ist, die Schuld der Unwissenheit, womit er sein Amt verwaltete.

Es sind also bedenkliche Folgen, die sich aus der möglichen Vernachläßigung angemessener Bildung der unteren Seelenkräfte und der äußeren objectiven Sinnlichkeit ergeben, Folgen, die auch dann wohl eintreten, wenn die folgende Bildung an und für sich angemessen und gut ist und die um so traueriger werden können, je besser der zu bildende Kopf ist. Es möchte daher wohl der Mühe werth sein, in dieser Beziehung die Grundbildung, worauf unsere Gymnasien in den mittleren und höheren Klassen fortbauen, zu betrachten und im Falle sich Mangelhaftigkeit ergeben sollte, auf Besserung zu sinnen.

§. 13.

Jene Grundlage ist aber von zweierlei Art, nach Verschiedenheit des Zustandes der Schüler, die aufs Gymnasium treten. Diese nun wurden von ihren Eltern entweder ursprünglich zum Studiren bestimmt, oder bestimmten sich erst später selbst dazu. Erstere wurden von frühester Kindheit an um so fleißiger zum Lernen und Lesen angehalten, je mehr die Eltern aus ihnen zu machen suchten. Sie sind oft recht übel daran. Mit der Muttermilch sollen sie schon alle Wissenschaften einsaugen; man möchte das Kind schon in allen Zungen reden hören und freut sich recht sehr, es nur immer hinter Büchern zu sehen. Gut geartete, folgsame Knaben lassen sich das gefallen. Natürlich bleibt ihnen nun keine Zeit sich draußen um zu thuen, zu sehen und zu hören und dadurch lebendige Vorstellungen aus der Wirklichkeit zu sammeln. Alle ihre Begriffe und Bilder müssen sie durch die matte Tradition des Buchstabens erhalten, und genießen sie keinen Unter-

richt im Zeichnen und der Musik: so gewinnen sie kaum eine Vorstellung von dem, was eigentlich Sehen und Hören ist. Das Leben und Genießen in freier Natur ist ihnen gänzlich unbekannt. Etwas besser sind in dieser Hinsicht diejenigen berathen, welche ursprünglich nicht zum Studiren bestimmt, erst mehr heranwuchsen und sich selbst dazu bestimmten. Da man ihnen nicht so absolut unablässigen Bücherfleiß zur Pflicht machte: so waren sie eher in dem Falle, sich draußen in Natur und Welt umzusehen und allerlei Anschauungen zu gewinnen.

Im Allgemeinen ist also der objective Sinn, äußere sinnliche Anschauung bei den aufs Gymnasium tretenden Knaben noch wenig entwickelt, geschärft und geregelt. Wie sehr aber die Natur des Menschen in diesem Alter auf jene Entwicklung dringt, wie sehr auf Erwerbung lebendiger Vorstellungen rc. erhellet, wie oben schon erwähnt, aus dem Spieltriebe des Knabenalters. Der natürlich fortlebende junge Mensch folgt diesem Triebe bis zum Jünglingsalter und erwächst dadurch zu jener schönen Jugendlichkeit, worin seine Sinne gesund, scharf und richtig, seine Einbildungskraft wahr, reich und fruchtbar, sein innerer Sinn fröhlich und empfänglich für alle Eindrücke des Lebens ist. Der Studirende beschäftigt sich während deß mit Büchern und besucht die unteren Klassen des Gymnasiums. Diese müssen also, wenn anders nicht alle bedenklichen Folgen der vernachläßigten Sinnlichkeit und unteren Seelenkräfte eintreten sollen, Ersatz dafür bieten.

§. 14.

Es fragt sich also, sind die Gegenstände der tieferen Gymnasialklassen von der Art? Es gehören aber dahin Grammatik, Geschichte, Religionslehre, Anfänge der Geometrie und Arithmetik, Geographie, Zeichnen, Musik und Naturkunde. Die drei ersten Gegenstände können für erwähnten Zweck nicht sonderlich dienen, eben so wenig die Arithmetik. Sie gehören dem Verstande und inneren Sinne an, bilden jedoch auch das Gedächtniß. Geometrie setzt schon eine gewisse Stärke und Lebendigkeit der Einbildungskraft voraus, wenigstens sobald die Betrachtung von den äußeren Raumformen zu ihrer mathematischen Beziehung geht; sie kann indeß durch einen geschickten Lehrer, der diese Beziehungen vermittelst eigener Anschauung finden lehrt und läßt, sehr förderlich werden. Gleichwohl beschränkt sich die Ausbildung der Phantasie durch Raumlehre stets nur auf die Form ihrer Function, nicht auf den physischen und materiellen Inhalt; und ein erträglicher Geometer kann ein überspannter, in der wirklichen Welt verwirrter Kopf sein, ohne Sinn für das Objective in Natur und Kunst.

Was die Geographie betrifft, so ist sie aller Beachtung werth, geht aber noch nicht unmittelbar genug auf das objectiv Wirkliche. Könnte man die Knaben die Welt entlang führen, daß sie selbst sähen, hörten und fühlten: so wäre nichts zu wünschen übrig.

Allein nun muß Alles durch Karten abgemacht werden. Diese aber sind ihnen meist nur bedeutungslose Copien, die ihnen etwas in großen Umrissen mittelst kleinen Maaßstabes bezeichnen sollen,

wovon sie im Einzelnen noch keine Vorstellung haben. Denn wie Mancher hat wohl in jenem Alter eine große Gebirgskette, bedeutende Ströme, Seen und Meere mit seinen Augen gesehen, so daß die Beschreibungen und Abrisse bei ihm ein klares treues Bild bewirken könnten? Nur schwankende und verzerrte Bilder wird sich der Knabe zusammen setzen, um so lebhafter, je inniger er an Natur und Wirklichkeit hängt. Man erinnere sich nur der Eindrücke, die jeder bei seiner ersten Ausflucht in die Welt empfand. Welche Berichtigungen hatte man in seinen Vorstellungen von großen Strömen und Gebirgen ꝛc. zu machen, an deren Richtigkeit man gar nicht gezweifelt hatte! Wie wunderte man sich, das Alles so neu und unerhört zu finden, gleich als wenn man auch nie davon gehört hätte!

Das Zeichnen sollte am wenigsten so geringfügig behandelt werden. Abgesehen von seinem praktischen Nutzen ist es doch für die Bildung eine schöne Sache! Es gleicht einer praktischen Geometrie, ist aber noch anderwärts bildend. Unsere objective Anschauung wird dadurch nicht allein gestärkt, sondern, was sehr wichtig ist, auch in allen Dingen zur Ruhe und Genauigkeit angewöhnt. Der Unterricht darf sich dann allerdings nicht auf bloßes Nachzeichnen vorgelegter Blätter beschränken. So wird der Hauptzweck verfehlt. Es muß bis zum Copiren der Natur geübt werden. Seine gute Wirksamkeit müßte sich dann aber in Vielem bethätigen. Die schriftliche Darstellung selbst würde bei guten Naturanlagen dadurch plastischer, und das Verständniß der Alten sehr erleichtert werden. Vielleicht wäre Göthe in seiner Sprache nicht so antik plastisch

geworden, wenn er kein so guter Zeichner gewesen wäre. Mit dem Zeichnenunterrichte ist auch das Schönschreiben verwandt und wohl zu empfehlen.

Die Musik wird leider nicht als Gegenstand des Gymnasialunterrichts betrachtet, wenn man das wenig Singen ausnimmt. Bei den Griechen war sie im weitesten Sinne bekanntlich fast Hauptsache aller Jugendbildung. Wenn es uns die Geschichte auch nicht sagte, ihre Sprache erzählt es uns mit tausend Zungen. Dieselbe ist tönende geflügelte Bewegung mit Maß und Takt, und sicher war bei ihnen zwischen Sprache und Musik ein weit kleinerer Unterschied, als bei uns, wo die wechselseitige Entfernung zum Nachtheile beider ins Weite und Weitere geht. Die Musik ist aber, wenn sie gut getrieben wird, für Einbildungskraft und das gesammte Gemüth von den herrlichsten Folgen. Freilich die üppige unserer empfindsamen Zeit, das weiche Seufzen zur Zitherklage möchte wohl eben so viel zur Verweichlichung der Gemüther beitragen, als aller Thee und Kaffee zur Schwächung unserer Magen. Aber ich meine auch nur die heitere und gesunde, die das Herz stärkt und den Muth belebt, die die Mauern von Theben bauete und die wilden Bestien bezähmte, und nicht die nervenschwache unserer Zärtlinge, welche die Mauern der Städte wieder zerstört und vernünftige Menschen zum Rasen bringen könnte. Diese sollte eben ausgerottet werden, sorgfältiger als die Pest. Die Möglichkeit dazu liegt, wenn sie irgend wo liegt, in den Händen des Schulwesens. Eine angemessene Volksmusik kann nur von da ausgehen und jene verderbte austilgen. Welche Folgen müßte eine gute Musik für

das ganze Volk haben, und wie sehr müßte sie selbst die Gelehrtenbildung durchdringen! — Die Musik schließt den Sinn des heranzubildenden Menschen für jede Art von Kenntnissen auf. Durch die Töne, als wohl anpassende Formen für allerlei Affectionsbewegungen, wird den Gedanken und Empfindungen gleichsam bequemer Weg gebahnt; das eigentlichste Organ der Seele gewinnt allseitige Empfänglichkeit, und ich bin zu glauben geneigt, daß bei glücklichen Naturen die dunkelen Regungen, welche die Musik in dem Gefühle des erwachenden Jünglings aufruft, später als Gedanken und klare Anschauungen zum Bewußtsein gelangen.

§. 15.

Noch ein Übungsmittel für den objectiven Sinn und die sinnliche Auffassung überhaupt vermisse ich auf den unteren Klassen. Es sind beschreibende Aufsätze. Man scheint die Überzeugung zu hegen, daß sich Aufsätze überhaupt noch nicht für die unteren Klassen eignen, indem man sie erst in den mittleren, Quarta und Tertia anfängt. Da aber können sie schwerlich gedeihen, wenigstens nicht hingehören. Denn ein Knabe, der schon Mathematik, Rhetorik und Poetik wie auf Tertia treibt, also eine innere Welt aufzufassen hat, sollte doch wohl gelernt haben, die äußere Welt in sinnlicher Ordnung aufzufassen und darzustellen. Auch wird es ihm schwerer fallen, dasjenige nun noch zu lernen, was er schon können müßte. Es erwacht ja schon die innere Gemüthswelt, welche uns die äußere leider zu trüben und zu verwirren strebt. Man sieht dieses auch daran, daß alle Beschreibungen, welche

gemüth= und phantasiereiche Zöglinge in dieser Zeit verfertigen, gewöhnlich poetisirende Schildereien ohne objective Ruhe und Klarheit sind. Es ist ihnen jetzt schon fast unmöglich, etwas ruhig und schlicht zu erzählen oder zu beschreiben, wenn sie es nicht als Knaben, wo sie selbst noch ganz äußerlich waren, gelernt haben. In jenem Alter aber wird es ihnen leicht und prägt sich als erworbene Fertigkeit fürs Leben ein. Es sollte also mit den beschreibenden Arbeiten begonnen werden, so bald der Knabe nur schreiben kann. — Weiß er das einmal Gehörte oder sorgfältig Gesehene nicht haargenau nach sinnlicher Ordnung wieder zu geben, wie ein redseliger Nestor, so ist er noch vom Ziele. Auch um des Gedächtnisses willen ist dieses nöthig. Wer diese Fähigkeit nicht gleich von vorne herein übt und stärkt, kommt auch hierin später zu nichts. Das Gedächtniß, welches sich der Erwachsene noch erst erwirkt, ist kein Gedächtniß, sondern dürftige Bilder=association und logische Begriffsverkettung.

Von den genannten Unterrichtsgegenständen der tiefsten Gymnasialklassen ist also keineswegs ein kräftig bildender Einfluß auf die objective Sinnlichkeit zu rühmen. Aber auch der letzte noch zu betrachtende Unterrichtsgegenstand, die Naturbeschreibung, wurde bisher wenigstens noch nicht allgemein so betrieben, daß sie hätte fruchten können. Sie bestand und besteht auch noch jetzt wohl hie und da in einer Reihe von Erzählungen über einzelne Naturkörper und Naturerscheinungen, nebst Einprägung irgend eines Systems. Wozu könnte es aber dienen, daß der Knabe eine unverstandene Beschreibung heute auswendig lernt, um sie morgen wieder zu

vergessen? Was soll er mit einem naturhistorischen Systeme, wenn er als Knabe, vor dem erwachten Bedürfniß der Begriffe und systematischen Strenge, mit einigen Naturkörpern bekannt geworden ist? Wenigstens würde nicht viel dabei verloren sein, wenn ihm auf dieser Lebensstufe auch gar keins gegeben würde. Was gewinnt er ferner anders als Mährchenbilder, wenn man ihm erzählt vom Tiger und Löwen, von den Bären zu Wasser und zu Lande, wiewohl er sich weder den einen noch den anderen deutlich vorstellen kann. Die Naturgeschichte ist in dieser Weise eine sehr unnatürliche Geschichte. Es ist also nicht zu verwundern, daß bei dieser nachläßigen Bildung der unteren Seelenkräfte für fernere Cultur so viele der bedachten übelen Folgen eintraten und auch noch wohl eintreten. Wenn der Zögling immer nur fremde überlieferte Begriffe und Worte einsammelt und nicht dazu kommt, solche selbst aus Natur und Welt durch Anschauung zu bilden: so versiegt für ihn allmählig die Quelle lebendiger Erfahrung; die wenigen ursprünglichen Lebensbilder verschwinden ihm, neue zu schöpfen hat er verlernt; die meisten Anschauungen und Vorstellungen, die er in sich trägt, können daher nur dunkele Schemen des Wirklichen sein. Was er nun später in reiferem Alter auf diese Schemen bauet, sind Luftbilder auf luftigem Boden, ohne Wahrheit und Wirksamkeit für Geist und Leben. Seine Sprache ist ohne Kraft und Eindringlichkeit; denn seine Einbildungskraft ist matt, unklar, unbestimmt, im Gränzenlosen schweifend, ungewohnt der Form und Begränztheit. Natur und Leben, die den Geist befruchten, haben für ihn keinen Reiz; er ist

trübsinnig, übel gelaunt, sieht und hört wenig und ist sich und andern zur Last.

§. 16.

Damit nun aber die Naturgeschichte das Band, welches den natürlichen Menschen an die Natur bindet und nur durch die Schule stets lockerer wird, wieder befestige, um auch den künftigen Gelehrten und Beamten an die Natur zu knüpfen; damit sie dem jungen Studirenden zur Bildung seines objectiven Sinnes den praktischen Verkehr im Leben ersetze und ihn so vor allen Folgen der Vernachläßigung dieser Cultur schütze: dazu reicht die flache Erzählung von der Lebensart einiger Thiere, womit man den Knaben unterhält, so wenig, als die hohle Kenntniß des Linnéschen Systems, die man ihm einprägt, hin und kann im Grunde genommen gar nichts nützen. Zur Erreichung dieses Zweckes, der also ein formaler ist, muß den Zöglingen die Natur selbst mit ihren Formen und Gestalten näher gebracht werden, daß sie sehen, betrachten, unterscheiden und wieder vereinigen. Durch sinnliche Anschauung müssen sie sich dieser Formen bemächtigen, sie innerlich fixiren zu klaren unvertilgbaren Vorstellungen, deren treue Copie die Beschreibung sei und erst später, wenn der Begriff zu herrschen beginnt, sei man ihnen behülflich in Erzeugung genau scheidender Systematik; dann wird sie fasslich und nützlich. Formenlehre wird also die Hauptsache sein, Kenntniß der Naturkörper selbst nur beiläufig um das Interesse zu wecken und rege zu halten, auf die Producte der Umgegend sich beschränkend. Systemkunde bleibt den höheren Klassen aufgehoben.

Ich will specieller zu bestimmen suchen, wie der naturhistorische Unterricht demnach müßte vorgetragen werden.

§. 17.

Zunächst wären zwei Kreise für denselben zu ziehen. In den ersten Kreis fiele die anschauliche Naturbeschreibung für Sexta, Quinta und Quarta, welche ohne ängstlich systematische Skeletirung des Mannigfaltigen die Einprägung der sinnlichen Formen beabsichtigt und hierin eben den Hauptzweck des ganzen Unterrichts verfolgt. In den zweiten, höheren Kreis fiele die Systematik der Naturbeschreibung, für Tertia, Sekunda und Prima, welche successorisch zur Befriedigung eines erwachten Bedürfnisses nach Begriff und logischer Sonderung angeknüpft wird.

In Betreff des ersten Kreises fragt es sich nun, da die Naturkörper mannigfaltig und ihre Formen so verschieden sind, womit ist anzufangen und womit zu endigen? Muß mit Pflanzen, oder Mineralien oder mit Thieren der Anfang gemacht werden? Bisher wurde meist auf Sexta Zoologie vorgetragen und in Quinta gleichsam anhangsweise oder auch wohl gar nicht, Botanik und Mineralogie: ich glaube, weil man der Zoologie mehr Interesse zuschrieb und größeren Reichthum an Erzählungen für den Mährchensinn der Knaben. Allein wer die Verhältnisse näher ansieht und den Zweck der Sache im Auge behält, kann nicht lange zweifeln, daß Mineralogie den Anfang und Zoologie den Schluß machen müsse und zwar aus folgenden Gründen: Die Formen des Unorganischen sind schärfer ausgeprägt, gewissermaßen stoffartiger, handgreiflicher, als die des

Organischen. Die Farbe, Schwere, die stereometrischen Umrisse der Krystalle, der Glanz, Bruch, Gefüge, rc. sind sehr bestimmte, feste Charakter, die sich genau, wie mit Maß und Gewicht angeben und zum Theile leicht in der Anschauung fixiren lassen. Dagegen sind die Formen des Organischen beweglich, wie das Leben selbst, was sich dieselben zu bildet. Im Thierreiche z. B. sind es die leichtesten Uebergänge, wodurch sich eine Species von der andern unterscheidet; der Körper selbst hat die sanftesten, überall gleichsam wellenförmig geschwungene Umrisse, die der Einbildungskraft entschlüpfen und sich daher nur mit Mühe übersehen und anschaulich fixiren lassen. Im Pflanzenreiche sind die Formen zwar fester und ruhender, als im Thierreiche, allein doch ohne Vergleich wandelbarer und übergänglicher als die des Mineralreichs. Soll also der Schüler vom Leichten zum Schweren aufsteigen und nicht umgekehrt, so muß offenbar mit der Mineralogie angefangen und mit der Zoologie geendet werden, so daß in den beiden Wintersemestern für Sexta und Quinta Mineralogie in den beiden Sommersemestern aber Botanik, und auf Quarta während des ganzen Jahres Zoologie genommen würde.

§. 18.

Auch das Übrige in Betreff der Bestimmung der Vortragsmethode und der Wahl der Naturkörper aus den verschiedenen Reichen ergiebt sich aus dem berührten Zwecke dieses Unterrichts. Die formale Bildung ist Hauptzweck. Sie besteht für Mineralogie und theilweise auch für Botanik und Zoologie

in der Übung der äußeren und inneren Anschauung, der Schärfung des Farben- und Formensinnes und in der Anregung des Interesse für die Natur. Daher macht die naturhistorische Formen- und Kennzeichenlehre einen递Haupttheil des gesammten Unterrichts aus. In der Mineralogie sind es die Krystallformen, die Abstufungen der Härte, Geschmeidigkeit, Biegsamkeit, Eigenschwere, des Glanzes, der Durchsichtigkeit rc., in der Botanik die Formen des pflanzlichen Wachsthums an Wurzel, Stengel, Blatt, Blume rc., in der Zoologie die Gestalten des thierischen Gliederbaues rc., welche dem Schüler, so weit es zuläßlich und möglich ist, einzuprägen sind. Erst, wenn derselbe durch diese Übungen in den Stand gesetzt ist, die wissenschaftliche Beschreibung eines Naturkörpers klar und bestimmt aufzufassen, als auch über einen gegebenen Naturkörper eine solche zu verfertigen, werden ihm die merkwürdigsten Producte eines jeden Naturreichs, entweder in der Wirklichkeit, oder in treuen Abbildungen vorgezeigt und beschrieben. Vorzüglich sind es natürlich die Producte der nächsten Umgebung, die der Schüler muß kennen lernen, demnächst aber auch diejenigen der Fremde, welche durch irgend etwas merkwürdig sind, sei es durch eine Beziehung zum Menschen oder zum übrigen Thierreich. Die Ordnung, in welcher man dieselben dem Schüler vorführt, wäre für diesen ersten Cursus der Naturgeschichte an und für sich gleichgültig, weil die Systeme erst im höheren Cursus folgen; allein da die richtige Auffassung der natürlichen Eigenschaften der Körper von derselben sehr abhängt, so wird sie dennoch auch jetzt schon wichtig. Da scheint es mir

nun, man müsse mit den Körpern jedes Naturreichs beginnen, worin diejenigen Eigenschaften, welche in den übrigen mehr oder weniger vereinzelt vorkommen, am meisten zusammengedrängt erscheinen, und dann so herabsteigen, wie sich diese Summe von Merkmalen stufenweise vermindert. Man würde also in der Zoologie mit dem Organismus des Menschen und der Säugthiere, in der Botanik mit den dicotyledonischen Pflanzen, in der Mineralogie mit den Krystallen anfangen, und mit den Infusionsthieren im Thierreiche, mit den acotyledonischen Pflanzen im Gewächsreiche, mit der Kohle im Mineralreiche endigen. Es enthält diese Folgewahl im Unterrichte für den Augenblick etwas Paradoxes und ist deshalb, wiewohl sie ursprünglich befolgt wurde, hin und wieder verlassen, ja umgekehrt worden. Es scheint nämlich, als müsse man im Unterrichte, wo es doch ewige Regel bleibt, vom Leichten zum Schweren fortzuschreiten, auch stets mit den einfachsten Objecten begonnen werden um dadurch zu den complicirteren stufenweise aufzusteigen. Allein es scheint nur so. Der Grundsatz: daß das Einfache leicht, das Zusammengesetzte aber schwer aufzufassen sei, ist nicht allgemein richtig und kann am wenigsten beim naturhistorischen Unterrichte als Princip für die Bestimmung der Aufeinanderfolge der Gegenstände gelten. Man bedenke nur, daß die Merkmale der unvollkommensten Naturkörper in bloßer Negation von den der vollkommneren bestehen. Nun kann aber eine Negation für denjenigen keinen Sinn haben, welcher das nicht kennet, was da verneint wird. Das zu verneinende befindet sich aber in diesem Falle bei den vollkommensten Naturproducten.

Besonders ist dieses der Fall im Reiche der organischen Natur. Die untersten Thiere und Pflanzen repräsentiren gleichsam den abstracten Begriff des Lebens, dessen sich derjenige noch nicht zu bemächtigen vermag, welcher das organische Leben nicht zuvor in Concreto erfaßte. Die Genesis aller Erkenntniß geht aber vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Concreten zum Abstracten, und so steige auch die Erkenntniß des organischen Lebens von der concretesten Vollstimmigkeit des höchsten Thier- und Pflanzenorganismus zur abstracten Inhaltlosigkeit der Monaden und Converven herunter. Wie richtig und natürlich in wissenschaftlicher Hinsicht also auch diejenigen Systeme der Zoologie und Botanik sein mögen, welche bei den tiefsten Organismen anheben und nun in der Ordnung heraufsteigen, in welcher die Natur selbst bei Hervorbringung derselben mag heraufgestiegen sein: so sind sie dennoch für den ersten Unterricht nicht anwendbar und müssen zu diesem Behufe umgekehrt werden. Jene Ordnung aber braucht im Cursus der anschaulichen Naturgeschichte gar nicht die strenge Form eines Systems zu haben. Man führe vielmehr den Schüler so leicht und frei als möglich unter den Producten der Natur umher, daß er die Idee des Lehrers, woran er gleichsam gegängelt wird, gar nicht einmal merke. Er muß alles selbst zu finden glauben; dadurch gewinnt er Lust und wahrhaft bildendes Interesse an der Natur.

§. 19.

In Betreff des zweiten Kreises unseres naturhistorischen Unterrichts wäre wohl hauptsächlich

folgendes zu merken. Es ist hier darum zu thuen, daß der Schüler in die Summe der Naturkörper, wenn er sie ohne System hat kennen lernen, nach eigenem Bedürfnisse systematische Ordnung bringe; oder, wenn ihm schon ein System bekannt geworden, zur Prüfung von dessen Haltbarkeit, so weit es möglich, befähigt werde. Zu diesem Behufe würde der höhere naturhistorische Cursus mit einer angemessenen Erörterung von Systemen überhaupt beginnen und dem Schüler mit der Gelegenheit in den schönsten Beispielen zur Klarheit bringen, wie unser Geist nach einem angebornen Schematismus verfährt, um von Vorstellung zu Begriffe vom Einzelnen zum Allgemeinen aufzusteigen. Keine Wissenschaft giebt eine so handgreifliche und echt praktische Logik zu befolgen, als hier der Schüler fortwährend befolgen muß. Nach dieser Erörterung käme eine enggefaßte Wiederhohlung des auf den unteren Klassen weit entfalteten Stoff's, mit der Aufforderung an die Schüler denselben in systematische Ordnung umzusetzen. Hätten die Schüler bei stäter Hülfe des Lehrers dann versucht das Naturreich nach ihrer Weise zu ordnen: so wäre es am Lehrer die geschichtliche Auseinandersetzung der merkwürdigsten Systeme von der ersten Zeit bis auf uns folgen zu lassen, um dadurch den Werth des eigenen Machwerks zu beleuchten. Hielte man dabei die Zeit zu Rathe, so gnügte für diese ganze Aufgabe eine wöchentliche Stunde auf jeder der oberen Klassen. Da auf Sexta nun die anschauliche Mineralogie, auf Quinta die Botanik, auf Quarta die Zoologie gelehrt werden muß: so würde demnach am füglichsten die systematische Mineralogie der Tertia, die gleiche Botanik

der Sekunde, die Zoologie der Prima zufallen. Allein da zum Verständniß der mineralogischen Systeme viele physikalische, chemische und mathematische Kenntnisse gehören, welche der Tertianer noch nicht besitzt, so würde man am vortheilhaftesten erst auf Prima die systematische Mineralogie lehren und somit auf Tertia die Botanik und auf Sekunda die Zoologie. Diese systematische Behandlung der Naturgeschichte auf den höheren Klassen aber muß, außerdem, daß sie ganz naturgemäß dort gerade gefordert wird, besonders dadurch sehr ersprießlich sein, daß der Gymnasiast verhindert wird, die auf den untern Klassen angefangene Beschäftigung mit Naturkunde, in den oberen Klassen aufzugeben. Auch wird die ganze Sache, die ihm in der anschaulichen Art, wie sie auf den unteren Klassen gegeben werden mußte, nun als Spielerei und seiner nicht mehr würdig vorkommen könnte, durch die gesteigerte mehr philosophische Behandlung aufs neue wieder nahe gebracht und zu allseitiger Bearbeitung empfohlen.

§. 20.

Ein, so in allen Klassen zweckmäßig durchgeführter Unterricht in der Naturkunde, begleitet den Zögling durch seine Entwickelungsjahre auf dem Gymnasium fortwährend als eine bildende Führerin. Was derselbe auf den unteren Klassen für Anschauung und die gesammten niederen Seelenkräfte war, das wird er auf den höheren Klassen für Geist und Gemüth. Die systematische Einheit, die der Schüler auf den höheren Klassen in seine Naturkenntniß hineinbringt, giebt ihm einen unverwüstlichen Maß-

stab für jedes Studium, was er künftig betreiben mag. Er hat in die größte Mannigfaltigkeit der Natur Einheit zu bringen gelernt; es wird ihm nun gewiß leicht werden in geringere Mannigfaltigkeiten anderer Objecte, Gesetz, Regel und Einheit zu tragen. Und für Gemüth und Charakter, welch herrlicher Einfluß läßt sich vermitteln! Man zeigt ihm die große Einheit der Natur im Ganzen und im Einzelnen, (und dafür ist der Primaner empfänglich) in dem Mannigfaltigen das Eine, und in dem Einen das Mannigfaltige. Ein Blick auf die Pflanzenwelt lehrt ihn, wie einerseits in allen Gewächsen dasselbe Gesetz der Metamorphose sich kund giebt, aber andererseits dieses Gesetz unter tausend verschiedenen Formen erscheint. Man zeigt ihm die Vollkommenheit jedes Naturwesens in seiner individuellen Sphäre, die es unbewußt erreicht; wie dagegen der Mensch dasjenige durch Freiheit und Bewußtsein erfüllen kann und soll, was in jenem die Natur nach unabänderlichen Gesetzen hervorbringt; daß es also die vollkommene Harmonie aller Kräfte ist, was Natur und Religion in strenger Übereinstimmung von dem Menschen fordern. Mir deucht, daß durch solche Betrachtungen der Schüler mehr gewinne, als durch alle Teleologie und Erdichtung künstlicher Naturzwecke und oftmals leere Bewunderung der Weisheit des Schöpfers, wovon wohlmeinende Lehrbücher so sehr erfüllt sind. Allerdings darf und soll der Blick des Schülers auf den Vater der Natur und dessen Eigenschaften, so viel es der Vernunft immer gemäß ist, hingelenkt werden; aber eine höhere und würdigere, fruchtende Moral aus der Natur giebt es nicht, als die ist, welche uns

jede Pflanze und jedes Thier predigt durch die ruhige Harmonie seiner organischen Lebenskräfte. Es ist dasselbe, als was uns das Kind lehrt, das noch unbewußt, gleich dem Thiere, die innere Vollkommenheit der Natur abspiegelt. Und wie Jesus das Leben des Kindes als Ideal der sich selbst verläugnenden in sich vollendeten stillen Tugend hinstellt, so könnte man sagen, daß es die Aufgabe des Menschen sei, wieder zu werden wie eine Pflanze, so harmonisch und innerlich still, wie das sprießende Leben einer Rose.

§. 21.

Um von der anschaulichen Naturgeschichte noch ein Wort zu sagen, so springt in die Augen, daß die Knaben von der Beschäftigung mit Naturkörpern, deren Aufsuchen, Besehen, Umhertragen, Zubereiten, Ordnen rc. mehr als irgend einem andern Unterrichtsgegenstande angesprochen werden. Selbst die schlechteren fühlen sich, und oft in hohem Grade dazu aufgelegt. Solchen wird sie Anfang ernster und nützlicher Thätigkeit. Da diese Praxis aber unmittelbar in Verbindung gesetzt wird mit dem theoretischen Schulunterrichte; so wird nun der früher unthätige Knabe eben durch seine Liebhaberei veranlaßt, sich auch theoretisch Mühe zu geben. Er fängt jetzt an, wenigstens einen Gegenstand mit Lust und Liebe zu treiben, giebt das müßige Schlendern und alle damit verknüpften Unarten auf; dadurch gewinnt er die Zufriedenheit seines Lehrers, fühlt das Süße des Fleißes und der Lehrergunst und ist für alles Gute gewonnen. Außerdem hat der naturhistorische Unterricht das Besondere, daß

er für jede Art von Talent nur wohlthätig wirkt. Der praktische und äußerliche Kopf befindet sich dabei in seinem Elemente; der tiefe Geist tritt aus sich heraus und entfaltet seine innere Welt an der äußeren. Jeder wird genöthigt die freie Natur zugleich nützlich und angenehm für Körper und Geist zu genießen. Er wird gereizt auszugehen und bei jedem Tritte auf alles zu merken, was er durch seine Sinne nur erreichen kann. Es gewinnt jegliches für ihn Interesse und Merkwürdigkeit, das kleinste Gräschen wie der größte Baum, das Sandkorn wie das Gebirge. Alles belebt sich, wird bedeutend, anziehend und würdig. Die Pflanze, welche er früher zertrat, giebt ihm nun Anlaß zur sinnigsten Betrachtung; er fühlt einen neuen Sinn in sich aufgehen und für diesen Sinn eine ungeahnte neue Welt. Es ist die reichste Quelle der Humanität und allseitiger Aufgeregtheit. So wahr als schön sagt in dieser Beziehung Göthe:

«Kaum bemerkt der Mensch den wechselseitigen «Einfluß der Natur auf sich und seinen eigenen «Trieb sich dieselbe anzueignen; so wird er ein «doppelt Unendliches gewahr, an dem Gegenstande «die Mannigfaltigkeit des Seins und Werdens und «der sich lebendig durchkreuzenden Verhältnisse, an «sich selbst aber die Möglichkeit einer unendlichen «Ausbildung, indem er seine Empfänglichkeit so«wohl als sein Urtheil immer zu neuen Formen des «Aufnehmens und Gegenwirkens geschickt macht. «Diese Zustände geben einen hohen Genuß und «würden das Glück des Lebens entscheiden, wenn «nicht innere und äußere Hindernisse dem schönen «Laufe zur Vollendung sich entgegenstellten.»

Vor allem gilt dieses von der Botanik und Zoologie. Keine Wissenschaft bereichert und befruchtet die Phantasie in dem Maße, als diese. Vernunft und Einbildungskraft erkennen in der Pflanze das Bild aller Lebensevolution auf Erden und wer sie versteht, findet in allen Dingen die Summe möglicher Erkenntnißmomente leicht ausgesprochen. Ich will nicht behaupten, daß der Knabe und frühe Jüngling schon dieser herrlichen Folgen in ihrem vollen Maße theilhaftig werde. Aber er wird sie an sich gewahr werden, wenn er das erweckte Interesse für die Natur fortpflegt bis zur reiferen Entwicklung seines Lebens. Er wird dann auch noch folgende Worte bewährt finden, welche ebenfalls Göthe sagt:

«Wenn Natur dich unterweis't,
«So geht die Seelenkraft dir auf,
«Wie zum Geiste spricht ein and'rer Geist.

§. 22.

Die vorigen Bemerkungen gingen besonders dahin, um zu zeigen, wie nothwendig die sorgfältige Ausbildung des äußeren Sinnes für gediegene Geistescultur sei. Es ergab sich, daß die glückliche Entwicklung des inneren Sinnes zum großen Theile von der des äußeren Sinnes abhange, daß man, um jene am sichersten zu gewinnen, diese auf das Beste zu pflegen habe. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß auch geradezu und fortwährend, wenn die Grundbildung des äußeren Sinnes schon gelegt ist, auf die Cultivirung des inneren noch gewirkt werden könne und müsse. Die Möglichkeit unabhängiger Entwicklung wird sich aus dem Verhältnisse des äußern zum inneren Sinne ergeben; die Noth-

wendigkeit aus dem Verhältnisse des inneren Sinnes zur Sittlichkeit des Menschen.

§. 23.

Das Verhältniß des äußeren Sinnes aber zum inneren Sinne ergiebt sich aus ihrer beiderseitigen Natur.

Die Seele des Menschen empfängt Eindrücke aus der Außenwelt und aus sich selbst, aus der Innenwelt. Die innenweltlichen Eindrücke sind diejenigen, welche durch das Spiel der Vorstellungen, Begriffe, Ideen und Neigungen auf den Sinn gemacht werden; wobei man freilich die unbegreifliche Thatsache zugeben muß, daß ein Wesen zugleich leidend und thätig sein könne. Die Empfänglichkeit der Seele für außenweltliche Eindrücke nun ist der äußere Sinn; die Empfänglichkeit derselben für innenweltliche, der innere Sinn. Innerer und äußerer Sinn sind demnach nur zwei Seiten einer und derselben Seelenfunction. Gleichwohl sind sie in ihrer Thätigkeit nicht allein unabhängig von einander, sondern scheinen sogar in einem Antagonismus zu einander zu stehen, so daß die vorwiegende Thätigkeit des einen Sinnes, die des andern unterdrückt und hemmt. Ich kann mich hierbei auf die Erfahrung berufen, welche wohl jeder Mensch an sich gemacht hat. Wenn wir uns in angestrengter, oder aufgeregter innerer Thätigkeit befinden, sei es mit den Kräften des Gemüthes, oder mit den des Erkennens: so werden wir weder während dieses Zustandes, noch unmittelbar darauf, mit dem äußeren Sinne etwas klar und allseitig aufzufassen vermögen. Es fehlt nicht allein an Aufmerksamkeit,

sondern auch wirklich an der Kraft zu klarer Auffassung.

Wenn wir dagegen im Falle sind, unsere äußeren Sinne angestrengt gebrauchen zu müssen, so vermag weder während dieses Zustandes, noch unmittelbar nach ihm, eine Empfindung, oder ein Gedanke unsere Seele so heftig zu berühren, als wenn die äußeren Sinne ruhen. Ich glaube nicht, daß diese beiden Erscheinungen allein durch die Abgelenktheit oder Zuwendung der Aufmerksamkeit erklärt werden können. Denn die Affectionen des inneren Sinnes sind der Willkühr, und darum auch dem Einflusse der absichtlichen Aufmerksamkeit in dem Grade entzogen, daß es keineswegs von uns abhängt, ob wir von einem Gedanken oder Gefühle stärker oder schwächer wollen berührt sein. Nur im Allgemeinen können wir die Stimmung vorbereiten, welche dem einen oder andern Zustande der Empfänglichkeit günstig ist. Und hier zeigt es sich gerade, daß äußere Sinnenthätigkeit eine Stimmung bewirkt, welche die innere Empfänglichkeit schwächt, und innere Sinnenthätigkeit eine Stimmung, welche die äußere Empfänglichkeit vermindert. Am besten bewährt sich dieses Gesetz der menschlichen Sinnlichkeit, wenn man statt verschiedener Zustände an demselben Einzelwesen, verschiedene Menschen, in denen das Verhältniß der Sinne ungleich ist, betrachtet. Da sieht man alsbald, wie der eine zwar wohl geeignet ist, mit lebendigem Außensinne in die Welt hinein zu blicken, und alles leicht und bestimmt aufzufassen; nicht aber so geeignet, mit ruhigem Innenblicke, die Regungen seiner Seele zu belauschen; wie dagegen ein anderer sich zwar in die äußere Welt nur schwer zu finden weiß, um so

besser aber in seinem Innern zu Hause ist, und immer genau Rechenschaft zu geben vermag, was sich hier begiebt. Diese Ungleichheit in der Stärke des inneren und äußeren Sinnes findet sich in gewissem Grade bei fast allen Menschen. Nur immer sehr wenige hat es gegeben, welche sich einer gleichen Stärke und Empfänglichkeit beider Sinne zu erfreuen hatten. Häufiger sind die Beispiele eines großen Mißverhältnisses in dieser Hinsicht, und zwar von jedem der beiden hier möglichen Mißverhältnisse. Gleichwohl haben diejenigen Menschen, bei welchen der äußere Sinn den inneren unmäßig überwog, die Aufmerksamkeit der übrigen wenig auf sich gezogen. Denn es sind leichte, fröhliche Lebemenschen, die sich recht wohl in die Welt zu finden wissen, und mit der Mehrzahl übereinstimmen. Wichtiger machten sich häufig die andern, welche sich durch ein Übermaß des inneren, bei Mangel des äußeren Sinnes hervorthaten. Sie unterschieden sich immer in etwas Vielem von den übrigen Sterblichen. Im Leben waren sie oft kaum zu brauchen; in der Wissenschaft verirrten sie sich in Dunkelheiten, wohin kein anderer folgen konnte; in der Religion erschienen sie als Schwärmer, Mystiker u. d. g. Von den berühmten und wahrhaft großen Männern des Alterthums steht Sokrates wohl als derjenige da, in welchem der innere Sinn, wenn nicht eine unverhältnißmäßige, doch große Stärke bewies. Seine zuweiligen Exaltationen, vielleicht auch das, was er von seinem Genius sprach, scheint nur das Ergebniß augenblicklicher Überwucht des inneren vor dem äußeren Sinne gewesen zu sein. Doch, dieses möchte schon nicht hierher gehören. Genug,

daß die Ausbildung, und somit auch die Bildsamkeit des inneren Sinnes als eine selbstständig mögliche nicht kann geläugnet werden.

§. 24.

Fragt man nun aber, ob eine besondere absichtliche Ausbildung des inneren Sinnes räthlich sei, so kann sich dieses nur aus dem besonderen Verhältnisse desselben zur Sittlichkeit als dem obersten Zwecke des Menschen und zu seiner übrigen Ausbildung ergeben. In Betreff der Sittlichkeit waltet der innere Sinn als Vernehmungs- und Unterscheidungskraft desjenigen, was mit der Natur unserer Seele einstimmig und verträglich d. h. gut, und desjenigen, was mit derselben nicht einstimmig und unverträglich, d. h. böse ist. Wiewohl nun dasjenige, was gut ist, und dasjenige, was böse ist, im Allgemeinen durch jenen Sinn, so wie auch auf positive Weise schon fest steht, mithin von jedem einzelnen Menschen nicht mehr innerlich vernommen und bestimmt zu werden braucht: so büßet doch der Mensch einen großen Vorschub zur Sittlichkeit ein, wenn er dasselbe nicht in und aus sich selbst zu gewinnen vermag. Denn wer das Gute bloß als etwas positiv Gegebenes, durch's kalte höchste Sittengesetz Gefordertes erkennen lernt, entbehrt des harmonischen Wohlgefühls, wodurch sich dasselbe demjenigen auch auf eine ästhetische Weise empfiehlt, welcher es als Uebereinstimmung seiner Handlungen mit der ihm gewordenen höheren Natur zu erkennen vermag. Man fürchte nicht, daß die Tugend durch diese ihre ästhetisch sinnliche Seite an Erhabenheit und Würde verliere. Durch ein Gefühl, welches

rein aus dem Spiele der höchsten Vernunft- und Erkenntnißkräfte fließt, kann die Reinheit unserer Tugend nicht getrübt werden. Und ein solches Gefühl ist doch das sinnliche Wohlgefallen an der Tugend. Es beruht ja gerade auf der Wahrnehmung vollkommener Uebereinstimmung zwischen Gott und Natur, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. Auch Jesus sagte ja: die Tugend lasse den Menschen inne werden, wenn er sie übe, wie liebenswürdig sie sei.

§. 25.

Wer nun diese Harmonie seiner Natur im Zustande sittlicher Reinheit und Erhebung einmal gefühlt hat, ist meiner Meinung nach forthin unfähig, sich auf eine längere Zeit von dem Wege des Guten zu verirren. Eine unendliche Wehmuth und Sehnsucht muß ihn wieder zurückführen, sobald er sich von ihm, als dem ursprünglichen Wege der Natur entfernt zu haben bemerkt. Wer die Tugend aber bloß als die kalte Forderung eines unbekannten höheren Wesens begreifen lernte, wird sie schwerer wiederzufinden wissen, wenn er sie verließ: da bei ihm nur eine Kraft, der Zug des Gebotes, nicht aber eine zweite, der Drang des Herzens, wie im entgegengesetzten Falle, auf die Bestimmung des Willens wirkt.

Aber auch abgesehen davon, daß dieses, durch den inneren Sinn vermittelte ästhetische Wohlgefallen an der Tugend ihre Ausübung erleichtert: so beruhet darauf ebenfalls dasjenige, was nur allein den Namen wahren Lebensglücks verdient. Der tugendhafteste Mensch, der es nur darum ist, weil

er soll, nicht aber auch darum, weil er eine höhere Wonne aus der Uebereinstimmung des Freien und Nothwendigen seiner Natur schöpft, entbehrt noch immer jenen zarten Lebensreiz, der sich dem anders gestimmten über Alles ausgießt. Er hat nicht die leichte und unverwüstliche Hoffnung, welche diesem über alle Klippen des Lebens hinüber hilft, und ihn, in jedem Menschenloose, sei es auch hart und unfreundlich, irgend eine Quelle von Heiterkeit und Ruhe finden läßt. Wenn jenem nur in Stunden höherer Weise hinlängliche Kraft zuströmt, allen Stürmen der inneren und äußeren Natur ungebeugt entgegen zu wandeln, in der gewöhnlichen Stimmung des Tages aber die Erfüllung einer schweren Pflicht, oder die Ueberwindung einer starken Leidenschaft nur zu oft als die riesenmäßige Forderung eines tyrannischen Gesetzes entgegentritt, welche ihn, wenn auch nicht zur Abtrünnigkeit vom Guten, doch zu innerem Zwiespalte mit sich selbst verleitet: so geht dieser, gleich dem reinen Monde, klar und ungetrübt durch alle Wolken und Nächte seiner Laufbahn, indem er, und wenn ihn auch alles Mißgeschick der Erde umdrängte, aus sich selbst, aus seiner eigenen Seele, die Quelle seiner Ruhe und Heiterkeit zieht. Fröhliche Hoffnung, die nicht sowohl aus seinen Lebensverhältnissen in ihn, als aus ihm in seine Lebensverhältnisse strömt, erfüllt sein Gemüth mit lieblicher Wärme und Thätigkeit. Göthe nennt die Hoffnung in einer Ode eine Schwester der Phantasie; und das ist diese Hoffnung im wahrhaften Sinne des Wortes. Sie ist die Lebens- und Bildekraft der Vernunft; und da nun die gewöhnlich sogenannte Phantasie nichts anders ist, als die

innere Lebens- und Bildekraft des Vorstellungsvermögens, Vorstellungsvermögen und Vernunft sich aber wohl zu einander verhalten wie Geschwister: so kann man die Benennung jener Hoffnung, als einer Schwester der Phantasie allerdings gelten lassen. Auch in folgenden Versen spricht Göthe denselben Gedanken aus:

«Bist du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
Von deinen Hoffnungen trifft nichts ein!
Die Hoffnung ist's, die sinnet und dichtet,
Und da kann ich noch immer lustig sein.»

§. 26.

Noch eins liegt vor, wodurch sich der innere Sinn, als klares Selbstbewußtsein, auf die Sittlichkeit des Menschen von Einfluß zeigt. Er macht es allein möglich, unser Gemüth fortwährend vor Leidenschaften zu bewahren. Diese haben nämlich das Eigenthümliche, sich anfangs unter fremder, oder doch unkenntlicher Form anzukündigen, und erst allmählig, wenn sie stark genug geworden sind, um ihrer Herrschaft sicher zu sein, in eigener Gestalt aufzutreten. Wenn es daher an hinlänglicher Feinheit und Treue des inneren Sinnes mangelt, so daß er dieselben nicht eher zu kennen vermag, bis sie ganz in ihrer Kraft und Tracht erscheinen, der wird sie gar leicht zu stark werden lassen, und sich erst dann von ihnen zu befreien suchen, wenn es nicht mehr möglich ist. Nur der fein und klar in sich hineinschauende vermag es, sein Gemüth gegen die ersten, oft unkenntlichen Regungen zusammen

zu nehmen, und so die Keime des moralischen Übels fortwährend zu tödten und auszugäten.

Eben so groß ist der Einfluß des inneren Sinnes als vernehmender Kraft, als des eigentlichen Bewußtseins, für geistige Bildung überhaupt, und für Kunst und Wissenschaft insbesondere. In Betreff geistiger Bildung überhaupt, scheint es mir beinahe, als ließe sich der Grad von Vollkommenheit des Verstandes und der Vernunft gänzlich auf den Grad der Feinheit des inneren Sinnes, des Bewußtseins zurückführen. Dieses scheint am deutlichsten aus der Art einzuleuchten, wie wir es machen, um uns und Andern Begriffe zu bilden und aufzuhellen. Dies geschieht immer dadurch, daß wir unsere, oder Anderer Aufmerksamkeit auf die sämmtlichen Vorstellungen und Begriffe hinzulenken suchen, welche dem aufzuhellenden oder zu bildenden Begriffe als Grundlage und Beweiskraft dienen. Wenn wir uns, oder Anderen einen Satz aus der Mathematik beweisen wollen, so besteht alle Anweisung, oder alles eigene Bestreben darin, die sämmtlichen Eigenschaften und Begriffe, welche den zuverknüpfenden Dingen ankleben, in das eigene oder fremde Bewußtsein zu bringen, und sie klar vor dasselbe hinzustellen. Das Übrige, was die Seele dabei vernimmt, das Erblicken des Einstimmigen und Nicht-Einstimmigen, also das innere Urtheil, ist nothwendige und unwillkührliche Folge von der vorhergegangenen Wahrnehmung alles Mannichfaltigen in Eigenschaft und Begriff, was den zuverknüpfenden Dingen anklebt. Je leichter nun der eigene oder fremde innere Sinn, all dieses Mannichfaltige gewahr wird, und zu klarer Anschau-

ung desselben gelangt; desto weniger Mühe haben wir, um den neuen Begriff in uns oder dem Anderen hervorzubringen. Die Mühe, die wir also wirklich für uns selbst oder für Andere aufbieten müssen, fiele weg, wenn der innere Sinn so klar und umfassend wäre, daß er mit der Vorstellung der zu verknüpfenden oder verknüpften Dinge, auch zugleich alle Eigenschaften dieser Dinge ganz klar anschaute. Wäre also der innere Sinn aller Menschen vollkommen klar und allumfassend, so ständen die möglichen Begriffe der bekannten Dinge in Jedermanns Seele. Es wäre also kein anderer Unterricht nöthig, als ein historischer, und kein anderes Studium als das der Geschichte. In allen Begriffen und Urtheilen, die sich auf eine gleiche Summe erfahrener Dinge bezögen, wäre nothwendige Uebereinstimmung. Die Philosophie, die sich ewig verschlingt und wiedergebiert, wäre mit allen Ergebnissen, die schon gesucht sind und noch gesucht werden, dem ersten Menschen bekannter gewesen, als sie jetzt wahrscheinlich dem letzten sein wird.

§. 27.

Wie nun aus Gesagtem erhellet, daß alle Gediegenheit, Reinheit, Bestimmtheit und Klarheit der Erkenntnißkräfte sich auf die Klarheit und Feinheit des inneren Sinnes zurückführt; so ergiebt sich auch leicht, daß alle Künstlergabe, in sofern sie in leichter Hervorbringung des Gedankens, und seiner, nach den Gesetzen der Einbildungskraft frei wirksamen Behandlung besteht, darauf beruhet. Selbst das Talent zum Philosophen wird damit identisch sein. Denn was anders macht den Künstler und Philo=

sophen zu seinem Geschäfte fähig, als das feine Ohr seines inneren Geistes, wodurch er die geheimsten Regungen der Seele vernimmt? Was uns Anderen wie ein Traum durch die Seele geht, oder doch nur in der höchsten Steigerung vernehmbar wird, das belauschen sie vom leisesten Anfange, durch alle Stufen der Aeußerung, bis zum letzten Abklingen. Der Tonkünstler hört die feinsten Bewegungen seines Gemüthes; der Maler und Bildhauer bemerkt die zartesten Wirkungen einer Form auf seinen Sinn; der Dichter versteht beides; der Philosoph ist sich einer Menge von Gedanken, die bei Anderen nur nach einander ins Bewußtsein treten, in einem Momente bewußt, und weiß sie zu verknüpfen und zu vergleichen.

Und so läuft Alles auf die Feinheit und Fassungskraft des inneren Vernehmens hinaus. Selbst jene höchste Gabe, welche den Künstler eigentlich bildet und ihn vor den übrigen Menschen auszuzeichnen scheint, daß er in freiem Spiele seiner Kräfte, Allem, was er producirt, ein solches Verhältniß der Theile zum Ganzen anzuschaffen weiß, daß durch die Vorstellung eines Theils, die Vorstellung der übrigen Theile und die des Ganzen in dem Beschauer von selbst und gleichsam mit Nothwendigkeit entstehen, möchte ich auf eine unbewußte Klarheit des inneren Sinnes im Künstler zurückführen. Aber es würde zu weit von unserm Zwecke leiten, welcher erreicht scheint, da der mächtige Einfluß der Vollkommenheit des inneren Sinnes auf alles Gute und Schöne und Wahre, was aus der Seele des Menschen hervorgeht, nachgewiesen ist.

§. 28.

Es kommt nur noch die Frage in Betracht, welches Verhältniß die Ausbildung des inneren Sinnes zur Ausbildung des äußeren Sinnes haben müsse, damit sie die höchste Bildung und das reinste innere Wohlsein bewirken. Schon oben ist berührt, daß weder die überwiegende Feinheit und Stärke des inneren Sinnes, noch die des äußeren zu diesem Zwecke führen. Da nun die gleichmäßige Schwäche derselben auch nicht frommen kann, so liegt in der höchst möglichen einträchtigen Vollkommenheit beider das gesuchte Ziel. Hiermit glaube ich aber auch die höchste Idee aller intellectuellen Bildung aussprechen zu können. Der Sinn des Menschen soll nach innen und nach außen gegen die Natur aufgeschlossen werden, damit er sich zur reinsten und vollkommensten Anschauung derselben erhebe. Denn nur dann, wenn er sich auf diese Weise mit ihr in Beziehung setzt, herrscht er über sie und hebt sie in den Kreis seiner Geistigkeit; auf jedem andern Wege ist sie ihm entweder nichts, oder er wird ihr zur Beute. Er soll sein Inneres allen Reizungen, welche die Natur so reich um ihn hergelegt hat, öffnen; und so wie es jedem Menschen vorkommt, als stehe er überall im Mittelpunkte der um ihn heraufgehobenen Himmelswölbung, so soll er sich als empfindendes Centrum in die Mitte der geistigen und körperlichen Schöpfung stellen und alle ihre Eindrücke in sich zusammen fassen und beherrschen. Daraus folgt nun auch, daß als allgemeine Bildungsmittel solche gewählt werden müssen, welche beide Vermögen entwickeln und bilden. Was zur Bildung des

äußeren Sinnes dient, ist schon oben erwähnt; was zur Bildung des inneren Sinnes vorzüglich hilft, wollen wir jetzt kürzlich betrachten. Der innere Sinn, als Bewußtsein, wird durch jede Nöthigung, auf innere Regungen und Veränderungen Acht zu geben, stärker und feiner gemacht. Es ist nicht anders damit, als mit der Übung des äußeren Sinnes. Auch dieser gewinnt nur durch Anstrengung und Aufmerksamkeit, alles Wahrnehmbare wahr zu nehmen, seine Stärke und Vollkommenheit.

Wie nun aber das, was sich in unserer Innenwelt begiebt, von verschiedener Art ist, so muß auch das Vernehmen desselben verschiedenartig sein. Etwas anders sind die Vorstellungen und Begriffe, welche zum Theile klar und deutlich, zum Theile dunkel, je nach Zeit und Umständen hervortreten; etwas anders die Empfindungen und Gefühle, welche das Spiel der Begriffe und Vorstellungen durchweben. Die Vollkommenheit des inneren Sinnes hängt von dem Grade der Leichtigkeit ab, wodurch wir uns beider bewußt werden. Die Übung muß sich also auf die Befähigung, sowohl alle Vorstellungen und Begriffe, als auch alle Gefühle und Empfindungen wahrzunehmen erstrecken. Das erste werden wir durch Beschäftigungen lernen, welche die ganze Summe unserer Vorstellungen und Begriffe in Anspruch nehmen, das andere durch solche, welche uns auf jede Empfindung und Regung des Gemüthes zu achten nöthigen. Beschäftigungen der ersten Art sind Lectüre geistreicher, gediegener Schriften, Abfassung leichter philosophischer Aufsätze, Mathematik, Philosophie ꝛc.; von der zweiten Art

Erlernung fremder Sprachen, Poesie, besonders der Lyriker und Dramatiker, und vor Allem Selbstbeobachtung in leidenschaftlichen Stimmungen, und eigene poetische Versuche u. d. g.

§. 29.

Wenn nun hiermit kürzlich und allgemein dasjenige bezeichnet ist, was zur Bildung des inneren Sinnes beiträgt: so fragt es sich einerseits, ob unsere Gymnasialbildung zur Erreichung dieser höchsten Cultur noch etwas mehr thuen könne, als sie thuet, anderseits, wie die bestehenden Unterrichtszweige mehr für diesen Zweck können modificirt werden. Was das erste betrifft, so glaube ich, daß in Absicht auf Bildung des inneren Sinnes zur Vernehmung der Verstandesthätigkeiten wohl hinlänglich gesorgt ist, wenn nur die bezüglichen Gegenstände so behandelt werden, als sie müssen. Die Mathematik, die Lectüre der Alten, Abfassung leichter philosophischer Aufsätze, selbst etwas Philosophie, welche den höheren Klassen zugewiesen sind, können ihren Zweck nicht verfehlen. Auch lehrt uns jeder oberflächlicher Hinblick auf's Zeitalter, daß die Verstandes- und Vernunftbildung nicht zurück ist. In Absicht der Bildung des inneren Sinnes zur Vernehmung desjenigen aber, was sich im Gemüthe begiebt, scheint mir nicht mit hinreichendem Bewußtsein des Zwecks der Gymnasialbildung gearbeitet zu werden. Denn wo nöthigen wir unsere Zöglinge wohl, auf ihre Gemüthswelt zu merken? Selbstbeobachtung und Selbstdenken in und nach leidenschaftlichen Stimmungen, wie sie sich dem thätigen Lebemenschen überall aufdrängt, und welche als vorzüglichstes

Mittel gelten muß, fällt bei dem, von Gedächtnißarbeiten und Mannichfaltigkeit der Studien bedrängten Schüler weg. Die Lectüre der alten Dichter wird meist zu philologisch betrieben, als daß sie ihre beste Wirkung haben könnte. Wenn sie zweckmäßig eingerichtet wird, so möchte wohl im ganzen Kreise der Unterrichtsgegenstände für die Bildung des inneren Sinnes überhaupt, kein besseres Mittel sein. Die Gedanken eines Gedichtes, besonders von lyrischem Inhalte, hangen durch ein zartes Band der Empfindung aneinander. Sie beziehen sich alle auf einen Grundgedanken, durch den sie in der Seele des Dichters erzeugt sind. Indem er aber seine Ideen in einzelne Vorstellungen hineinzubilden sucht, folgt er dem Spiele sich weckender und verwandter Vorstellungen und Gefühle. Es liegt folglich in jedem guten Gedichte eine doppelte Verwandtschaft der Einzelheiten. Einmal sind sie durch die Einheit des Grundgedankens und Grundgefühls, welches sich in jedem Theile abspiegelt, dann nach den Gesetzen der Beigesellung (Association), welches in ihrer Aufeinanderfolge sichtbar wird, verwandt. Das erste könnte man die Verwandtschaft der Idee, das zweite die Verwandtschaft des Stoffes nennen. Ein Gedicht für geistige Bildung gut erklären, heißt die erwähnte doppelte Verwandtschaft der Einzelheiten durchgängig nachweisen. Solche Erklärung nöthigt uns, dem Dichter im eigentlichsten Sinn nachzufühlen, und uns all die Regungen, welche dem Dichter selbst nicht immer klar werden, aufs deutlichste ins Bewußtsein zu bringen. Sie muß also gewiß den erwähnten Zweck fördern. Ein anderes Mittel, dem Gemüthe mehr Innigkeit, und auch dem

Bewußtsein mehr Klarheit zu geben, liegt in den gymnastischen Uebungen, und andern, mit der Kunst verwandten Gegenständen. Das Handeln, wozu der Mensch doch eigentlich soll erzogen werden, und was wohl zu wenig ins Auge gefaßt wird, ist dem Gemüthe verwandter, als das Erkennen. Das Gemüth wird dabei immer in Anspruch genommen, und zwar auf die naturgemäßeste Weise. Zugleich wird der Mensch genöthigt, auf sein Gemüth Acht zu haben, damit das Gefühl die zum Handeln nöthige Besonnenheit nicht trübe. Daher ist ein zum Handeln gewöhnter, und im Handeln ausgebildeter Mensch weit sicherer vor Ueberraschung und Entrüstung durch leidenschaftliche Eindrücke, als ein dem Wissen, Erkennen und Denken hingegebener Mensch. Es wäre also der Gemüthsbildung gewiß höchst förderlich, die Jünglinge, während ihrer wissenschaftlichen Cultivirung durch gemeinschaftliche Leibesübungen, Spiele und andere Gelegenheiten, sich frei handelnd zu beweisen, in einer kräftigen Willens- und Handelns-Cultur zu erhalten. Es würde dadurch weit mehr eigentliche Mannestüchtigkeit, Besonnenheit und sittliche Kraft ins Leben treten, als gegenwärtig möglich ist.

§. 30.

Was die Modification bestehender Unterrichtszweige für den bezüglichen Zweck angeht, so wird freilich die Hauptsache dabei von der Methode des Lehrers abhangen, welche weder vorgeschrieben, noch gelehrt werden kann. Es bietet sich bei vielen Dingen die bequeme Gelegenheit dar, die Schüler in sich hineinzuführen, ohne daß sie es wissen und

wollen. Diese muß erfaßt, und so unmittelbar und leicht als möglich benutzt werden. Jede sittliche Zurechtweisung ist äußerst geeignet dazu. Man kann sie zu dem Ende gleichsam in heuristischer Methode anlegen. Man läßt den Zögling sich seine Zustände vergegenwärtigen, welche er in den verschiedenen Stadien seiner Sittlichkeit muß gehabt haben. Er findet dann selbst das Verhältniß seines inneren Wohles zu seiner inneren Güte. Diese Erkenntniß, wenn er dazu gelangt, ist stets von entschiedenen Folgen. Sie ist die beste Pflegerin des Guten, weil sie es auf seinem Grunde und Boden wartet und pflegt.

Damit aber der sämmtliche Unterricht dem besprochenen Zwecke günstiger sei, muß ohne Zweifel der Lehrstoff etwas beschränkt werden. Man muß aufhören, die jungen Leute zu Universalgelehrten machen zu wollen. Da der Zweck nur Entwicklung aller Kräfte und Befähigung zum eignen Auffassen der Wissenschaften und des Lebens ist: so müssen solche Dinge, welche nicht zunächst und geradezu hierhin führen, wegfallen. Diese Beschränkung des Stoffes aber würde den Schülern der oberen Klassen Zeit verschaffen, sich selbst innerlich mehr aufzuklären, und das schon Aufgefaßte selbstthätig zu verarbeiten. Die Lehrer hätten dann Zeit auf die Begriffe der einzelnen gesprächsweise einzugehen, dieselben zu erweitern, aufzuhellen und ihrem Leben näher zu bringen. Es ließe sich so das Verhältniß zwischen Schüler und Lehrer inniger machen; die Beziehung des Lehrers zum Schüler, als Rathgeber und Lenker, als erregender und begeisternder Mittelpunkt für all sein Wissen und Handeln, wodurch die Schüler der

alten Philosophen so wohlthätig wirkten, würde wieder hervortreten. Dadurch käme wieder mehr Bindung und Scheu, mehr Gemüth und treue Anhänglichkeit zu Religion und Staat ins Leben; der Lehrer aber hörte auf, nur ein sprechendes Buch zu sein, worin die Schüler mit den Ohren lesen; er würde wieder, was er sein soll, — ein durch lebendige Unmittelbarkeit wirkender Geist.

Wie diese Vereinfachung anzulegen ist, läßt sich nur aus den Verhältnissen des ganzen Schulplans einsehen und gewinnen, was mich hier zu weit führen würde. Sollte sich aber auch ergeben, daß keiner von den eingeführten Unterrichtsgegenständen als entbehrlich auszuschließen sei: so kann doch die Summe des, was aus jedem Fache genommen wird, beschränkt werden. Denn wenn das Herausgewählte nur so behandelt wird, daß der Geist des Zöglings sich völlig und innig damit vertraut macht, daß es einen entschiedenen Einfluß auf die Entwicklung einer geistigen Kraft ausübt: so kann das Wenigste, was genommen wird, nicht zu wenig sein.

§. 31.

Um nun ferner die bestehenden Unterrichtszweige so zu behandeln, daß sie den inneren Sinn klar, stark und fein machen; so haben wir nichts so sehr zu vermeiden, als den Schülern gewisse Fertigkeiten beibringen zu wollen, welche ihrer Natur nach nicht gelehrt werden können, sondern mit dem Inneren so zusammenhangen, wie Wirkung und Ursache zusammenhängt. Dahin rechne ich das Declamiren, das Gedichte- und Redemachen (nicht das Verse-

machen), die ängstliche Einübung des Satzbaues, der verschiedenen Stilarten u. d. m. Alle diese Fertigkeiten sind Gaben der inneren Ausbildung, und können also nicht direct gelehrt, sondern müssen indirect durch Bildung vermittelt werden. Das Einzige, was dabei zu thun ist, besteht darin, daß durch Betrachtung guter Schriftwerke und der eigenen Ausdrucksweise jedes Menschen, das Bewußtsein des Schülers über das Verhältniß des jedesmaligen geistigen Zustandes zu seiner Aeußerung in Wort und Zeichen aufgeklärt wird. Man zeige ihm, wie sich der eine Satzbau vom andern unterscheidet; wie man den Unterschied durch bestimmte Worte fixirt hat; wie sich der Stil des Dichters vom Stile des Redners und Prosaikers unterscheidet; lehre ihn begreifen, warum sich ein Dichter so, ein Redner anders, ein Prosaiker wieder anders, aus innerer Nothwendigkeit getrieben, ausdrückt. Aber ihn dichten lassen, wenn er im Herzen kalt ist, ihn reden lassen, wenn er nichts zu erreden hat, ihn Tropen machen lassen, wenn er mit nüchternem Verstande dasitzt: das heißt die Natur verkehren, und kann nur vom schädlichsten Einflusse sein. Denn es ist ein gar nicht zu vermeidender Übelstand, daß, wenn diese Fertigkeiten und Formen vor der zu ähnlicher Production des Gehalts gehörigen Bildung, zu ernsthaft eingeübt werden, der Zögling auf die Meinung geräth, es sei hiermit alles gethan, und nun den Kern über der Schale vergißt. Wenn sie eingeübt werden, so kann es nur dann ohne Nachtheil und wohl auch mit großem Nutzen geschehen, wenn es bloß in der Absicht geschieht, um dem Schüler eine klare Einsicht in

den künstlerischen Bau der Werke zu verschaffen, welche er studirt. Was aber dahin zielt, den Schüler nach den einzelnen Formen selbst produciren zu lassen, kann nur vom Übel sein. Denn die Form ist ewig nur als Folge an den sich hervorbildenden Gehalt gebunden, ist nur Hülle, Erscheinung, an sich leer und bedeutungslos; und wer sie früher als den Gehalt und unabhängig vom Gehalte hervorzubringen sucht, verkehrt die Natur und macht sich vergebliche Mühe. Daß aber dennoch jene Übung, wenn sie in rechter Absicht und Weise angestellt wird, ihr Gutes habe, erhellet eben so leicht. Je mehr der Mensch lernt, in allen Erscheinungen des Geistes und der Natur, Regel, Ordnung und Gesetz zu erkennen, desto reiner, desto mehr innerlich geordnet und besonnener sucht er selbst zu sein. Schon deshalb sollen wir daher unsere Zöglinge in allen Dingen über die Form, oder, was dasselbe ist, die Gesetze des Wirkens und Erscheinens aufzuklären suchen. Denn ich bin überzeugt, daß ein Mensch in dem Maße an formeller Bildung gewinne, je mehr Formen er in der hier gefaßten Bedeutung in sich aufgenommen hat. Die Formen der Kunst nun, sind für diesen Zweck am geeignetsten, weil sie einmal am reinsten ausgeprägt sind, dann aber auch das klare Bewußtsein ihres Gehaltes vollkommner zulassen, als die Formen der Natur.

§. 32.

Der angedeutete verkehrte Zweck beim Gebrauche jenes Formenunterrichts aber, hat außerdem, daß er widersinnig ist, entschiedene Übelstände zur Folge. So ist es, um ein Bestimmtes herauszuheben,

höchst schädlich, die Schüler anleiten zu wollen, daß sie in ihren schriftlichen Arbeiten bestimmte Satzformen, Wendungen, Figuren u. d. g. beobachten; daß sie über einen Gegenstand eine Schilderung, bei dem andern eine Gefühlsergießung, bei dem dritten einen Monolog rc. anstellen sollen. Weil ihnen dabei die Hervorbringung der jedesmaligen Form mehr am Herzen liegt, als die Darstellung der Sache selbst, so mangelt es immer an der Wahrheit des Ausdrucks. Ich will nicht davon reden, zu welchen Mißrichtungen diese Methode in einzelnen Fällen verleiten kann. Den recht gesunden Sinn wird sie nicht leicht verführen. Aber es giebt doch wohl eben nicht wenige, in deren Darstellung es sichtbar ist, wie sie ein eingeübtes Formenskelet im Sinne halten, und nur streben, dieses Skelet so gut als möglich mit Fleisch und Blut zu umgeben; wie sie sich überall allerlei Worte und Wendungen gemerkt haben, damit sie ihnen bei schriftlichen Arbeiten in Fülle zu Gebote stehen. Statt ihren Sinn auf den Gegenstand zu richten, und diesen treu darzustellen, haben sie allwärts an der kunstvollen Verwendung ihres Wort- und Formenvorraths gearbeitet, um wie eit'le Kinder, ja alles an den Tag zu bringen, was glänzt. Doch wozu Betrachtung solch widerwärtiger Erscheinungen? Es ist unumstößlich wahr, daß man die Schüler nur klar denken, richtig empfinden, und den Bau der Sprache kennen zu lehren habe, um ihnen die beste Anleitung zum guten Schreiben und Sprechen zu geben. Die Geschichte lehrt es, daß gerade die besten Stilisten, welche je gelebt, sich auf diese Weise bildeten. Eine gleiche Bewandtniß als mit

dem verkehrten Zwecke bei Einübung der sprachlichen Formen, hat es auch mit dem Declamiren. Wird dasselbe in der Absicht getrieben, um die Schüler aufzuklären, in welcher Beziehung innere Zustände mit äußerem Ausdrucke stehen: so hat es gewiß sein Gutes. Sobald es aber in der Absicht eingeübt wird, um ihnen für künftige Vorträge eigener oder fremder Gedanken, declamatorische Formen einzuprägen: so führt es zu Pedanterie und Unnatur, und verdirbt Rede und Beredtsamkeit.

§. 33.

Wie nothwendig es nun für die Erreichung tüchtiger innerer Sinnesbildung ist, der Form nicht mehr Gewicht zu geben, als sie hat: eben so nothwendig ist es auch für diesen Zweck, überall auf die völlige Durchdringung desjenigen zu halten, was gelernt. Halbheit in Vielem bewirkt Flachheit in Allem. Möchte der Grundsatz, lieber Weniges durchaus gründlich, als Vieles oberflächlich zu nehmen, nur immer und überall befolgt werden. Er ist gewiß der rechte. Zum Beweise will ich bloß einige Nachtheile berühren, welche aus der entgegengesetzten Maxime entspringen.

Damit der Mann jede Thätigkeit mit Ernst, voller Besonnenheit und erschöpfender Ausdauer verfolge, muß er bei seiner Entwicklung irgend etwas mit ganzer Seele ergreifen, durchdringen und abmachen lernen. Geschieht dies nicht, so fehlt es ihm für sein künftiges Leben an einem inneren Maßstabe, wornach er beurtheilen kann, ob er etwas tüchtig treibt, oder nicht. Wird nun die wissenschaftliche Bildung so angelegt und geführt, daß der

Jüngling hundert Dinge berühren und sich damit beschäftigen muß, ohne ein einziges erschöpfen zu können: so gewinnt er eben jenen Maßstab gediegener Thätigkeit nicht, und entbehrt seiner für's ganze Leben. Wenn daher der Grieche bloß seinen Homer lernte, aber so, daß er ganz mit ihm vertraut wurde, ihn auswendig wußte: so nützte ihm dieses mehr, als wenn wir in einer ganzen Masse römischer, griechischer und deutscher Klassiker blättern, ohne uns aus einem etwas ganz anzueignen. Der Grieche stärkte und bereicherte seinen Sinn mit dem Trefflichsten, was der menschliche Geist hervorgebracht hat; wir zerstreuen uns in dem Vielfachen, das wir uns nicht alle verähnlichen können. Ein Hauptnachtheil, welcher zunächst daraus entspringt, ist, daß der Schüler keine eigentliche Liebe für eine Wissenschaft gewinnt. Denn weil die Masse des Zulernenden größer ist, als daß er sich den einzelnen Fächern, auch nur zuweilen ganz widmen könnte: so empfindet er nie das Belohnende, selbstthätig etwas zu betreiben. Nur wenn er ein vorzügliches Talent besitzt, möchte er die Lust nicht verlieren; aber auch dann geht er entweder unter der Anstrengung zu Grunde, oder sammelt nur allgemeine Ideen, welche er nicht mit zureichendem Stoffe aus dem Historischen der Wissenschaften versehen kann. Glücklich wird er sich aber nie fühlen, weil es immer peinlich ist, zwischen verschiedenen Neigungen schwanken zu müssen, ohne sich einer ganz hingeben zu können.

Hieraus aber nun, daß eine Beschäftigung nie den ganzen Schüler beherrschen kann, daß er sich nicht glücklich fühlt in seiner Thätigkeit, daß er nur aus

Zwang das Mannichfaltige treibt, entspringt ein großer Nachtheil für die Gemüthsbildung desselben. Das Herz des Menschen will einmal zu thuen haben, und schlimm stände es um uns, wenn es nicht so wäre. Indem nun keine Liebe zu irgend einer Beschäftigung im Gemüthe des Jünglings Wurzel fassen kann, und er so, während seiner langen, schönen Entwicklungszeit, für das schönste und edelste Gefühl kalt bleibt: so müssen nothwendig andere Neigungen in ihm erwachen, welche um so heftiger werden, je weniger ihnen wahre Lust an ernster Thätigkeit entgegenwirkt. Die Neigung, wozu Beispiel und Natur sie am meisten auffordern, ist Zerstreuung und sinnlicher Genuß. Daher glaube ich denn, daß auch das Uebermaß dieser Dinge in etwa Folge der oberflächlichen Mannichfaltigkeit der Schulbildung ist. Diese falsche Richtung der jugendlichen Neigung aber, wodurch der Zögling schon früh anfängt, seine Glückseligkeit, statt innen in ernster harmloser Thätigkeit, draußen in Zerstreuung und Genuß zu suchen, entscheidet für den Ruin alles wahren Lebensglückes. Er kommt durch diesen Zug seiner irre geführten Neigung zu dem unglückseligen Vorurtheile, daß nur der sinnliche Genuß Glück und Freuden gewähre, und läuft Gefahr, nie oder doch zu spät seinen Irrthum einzusehen. Weil er seine Ruhe und Heiterkeit aber dort sucht, wo sie nicht ist: so entsteht jene Leerheit in seiner Brust, welche zu jeder kräftigen Thätigkeit untauglich, und oft sogar das Leben lästig macht. Er hat nicht den kräftigen gesunden Sinn, dem das einfach tüchtige Leben, so fern es im Handeln und Wirken besteht, noch genügte; und darum auch nicht das

klare leichte Herz, welches aus sich unverwüstlichen Frieden, und unerschöpfliches Leben und Heiterkeit gebiert. Und so glaube ich aus einer zu oberflächlichen Mannichfaltigkeit der Bildemittel, welche in neuerer Zeit eher zu- als abnimmt, sogar die trauerige Lebensunzufriedenheit so vieler Menschen zum Theile erklären zu müssen. Es wäre gar nicht schwer, auch noch fernere Übelstände der Zeit, z. B. eine gewisse moralische Ohnmacht, Rückgang der Kunst in ihrer wahren Bedeutung, überhaupt Mangel höherer Begeistrung aus erwähnter Quelle abzuleiten; aber für Denkende ist es unnöthig, und für Andere vergeblich. —

Münster, gedruckt bei Friedrich Regensberg.

Berichtigungen.

Seite	5	Zeile	10	von unten lies:		quellenden
—	5	—	13	»	» »	hineingesetzten
—	6	—	7	»	» »	welcher
—	7	—	6	»	» »	:
—	14	—	2	»	» »	bewogen
—	18	—	23	»	» »	möchte
—	28	—	25	»	» »	«nicht» ist auszumerzen.
—	36	—	5	»	» »	Bösewichtern
—	57	—	30	»	» »	Mannichfaltiger
—	57	—	3	»	» »	Strophenenden
—	62	—	23	»	» »	und
—	66	—	21	»	» »	Sinnes Empfindung
—	72	—	11	»	» »	hemmen
—	87	—	1	von oben	»	bei
—	98	—	4	von unten	»	übte

Im Verlage der Theissingschen Buchhandlung sind erschienen:

Budde, Franz, Chrestomathie zur Geschichte der deutschen Sprache und Poesie für die oberen Klassen der Gymnasien. Mit grammatischen und metrischen Vorkenntnissen und einem Wörterbuch. 2 Thle. gr. 8. 1829—30.
Erster Theil: Von Ulphilas bis Haller. 1 Rt. 8 Gr.
Zweiter Theil: Dichter neuerer Zeit. 1 Rt. 4 Gr.

Dieckhoff, Bern., Handbuch der Poetik für Gymnasien. gr. 8. 1832. 18 Gr.

Kistemaker, J. H., griechische Schul-Grammatik. Dritte von Prof. Wiens durchaus umgearbeitete Ausgabe. gr. 8. 1827. 18 Gr.

Köne, J. R., über die Wortstellung in der latein. Sprache. gr. 8. 1831. 10 Gr.

— — lateinische Schulgrammatik, (ist unter der Presse).

Lückenhof, J. C., Anfangsgründe der Buchstaben-Rechn. und Algebra. 8. 1828. 10 Gr.

— — Anfangsgründe der Geometrie. Erster Theil: Planimetrie und ebene Trigonometrie. Mit 6 Fig.-Tafeln. 8. 1830. 14 Gr.

Nadermann, H. L., Sammlung griech. Wurzelwörter. Zum Schulgebrauche. 2te Aufl. gr. 8. 1827. 8 Gr.

— — Sammlung latein. Wurzelwörter. 3te Ausg. 1824. 6 Gr.

Roedig, D., Lehrbuch der Naturgeschichte für Gymnasien. 1824. 20 Gr.

Siemers, C., Religionshandbuch für die mittleren Klassen kath. Gymnasien. 2 Theile. 1831—32. 1 Rt. 8 Gr.

Steiner, J., Abhandlung über die wichtigsten Redefiguren. 8. 1802. 10 Gr.

Wüllner, Dr. Fr., über Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen. gr. 8. 1832. 2 Rt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

stätte
inzburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Poggel, Caspar

Das Verhältniß zwischen Form und Bedeutung der Sprache

Münster 1833

L.gen. 69 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583073-0